

Sezession

Autorenportrait
Michail Bulgakow

Johann Braun
Soziale Lenkung

Martin Lichtmesz
Im falschen Film

Lore Waldvogel
Von deutscher Seele

Benedikt Kaiser
Unterhalb des Staates

69

Dezember 2015
11 EURO
ISSN 1611–5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositza, Götz Kubitschek (verantwortlich) und Erik Lehnert.

13. Jahrgang, Heft 69,
Dezember 2015

Sezession erscheint im Februar, April, Juni, August, Oktober und Dezember. Der Preis für das Einzelheft beträgt 11 € zzgl. Versandkosten. Wer *Sezession* für mehr als lesenswert hält, kann ein Förderabonnement (75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das normale Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge Leser in Ausbildung), jeweils inkl. Versand. Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr. Wird das Abonnement nicht bis zum 30. November gekündigt, verlängert es sich um ein weiteres Jahr.

Manuskripte sind stets willkommen und sollten als Kurzbeitrag 9000 und als Grundlagenbeitrag 15 500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 41

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

Völlige Sezession

von Götz Kubitschek

Sehr geehrter Herr,
ich danke für Ihre Zeilen vom Montag. Vor allem der Hinweis auf das George-Gedicht ist wertvoll, und ich kann ihnen versichern, daß man in Dresden tatsächlich verschmelzen kann »mit der tausendköpfigen menge / die schön wird wenn das wunder sie ergreift.« Man möchte dann weder den Anmarsch zum Theaterplatz mitgemacht haben, noch danach den banalen Heimweg absolvieren müssen, indes: Vielleicht gehört es dazu, denn auf der Höhe der Innigkeit, Gleichgestimmtheit und sogar Einmütigkeit kann man sich sowieso nicht halten. Man muß sie immer wieder neu erklimmen, diese Höhe, und oft genug mißlingt der Aufstieg.

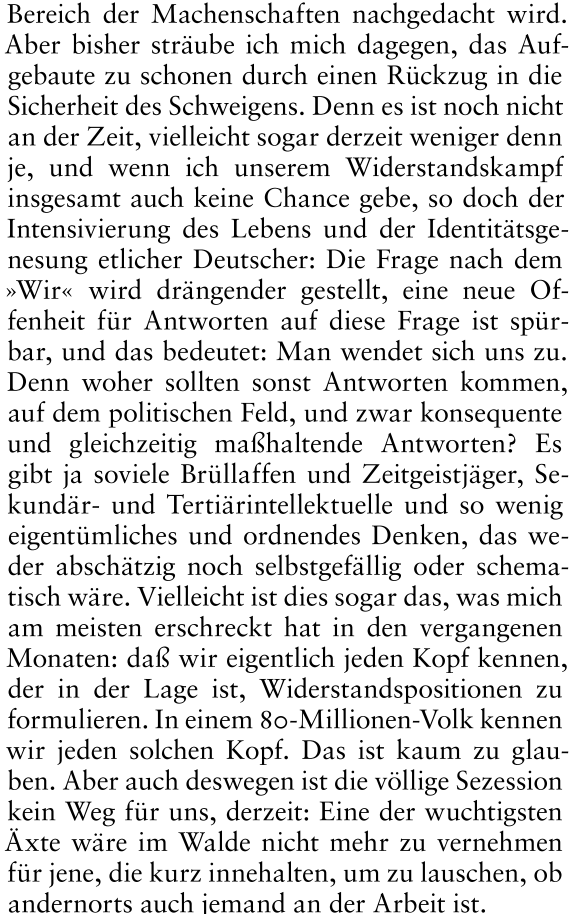


Ich stelle dieses Erlebnis meiner Antwort auf Ihre Frage nicht ohne Grund voran: Ich verstehe Ihre Neigung, angesichts der durch uns weder deutbaren noch beeinflußbaren katastrophalen Entwicklung eine völlige geistige Sezession auszurufen und selbst mit Zeitschrift, Verlag und Veranstaltungen Vorreiter dieses Totalabstands zu allem Treiben zu sein. Sie haben recht, wenn Sie schreiben, daß wir auf dem Felde des Machens und Tuns und Strampelns mit einem Karabiner gegen hundert Panzer antreten, und daß das Ergebnis darin bestehen könnte, zerquetscht zu werden.

Kennen Sie die Karikatur A. Paul Webers, die eine Ansammlung von Tieren gebannt vor dem Fernseher zeigt? Das fette Schwein sitzt, glaube ich, in der Mitte. Im Hintergrund sieht man den Fuchs mit einem Buch unter dem Arm das Zimmer verlassen. Das ist eine der vielen Illustrationen zu unserem Motto »Etiam si omnes ego non. – Wenn auch alle andern, *ich nicht*.« Ein Beispiel für die Absonderung von der verblendeten Masse und zugleich vom Kampf um die Seelen dieser unzähligen verführten Landsleute gab der vor einigen Jahren verstorbene Publizist Gerd-Klaus Kaltenbrunner. Er galt in den siebziger und achtziger Jahren als eine der großen Hoffnungen konservativer, kämpferischer Publizistik – seine Produktivität war überragend, spielend gewann er neue Autoren für seine interessanten Themenbücher; plötzlich aber verschwand er – und tauchte erst Jahre später wieder auf, als ein vom Tagesgeschäft eines politischen Publizisten völlig abgewandter Autor umfangreicher Werke über frühe christliche Denker und Wegbereiter. Völlige Sezession.

Ich durfte als Verleger später in die Essay-Reihe *kaplaken* noch zwei frühere Texte aufnehmen, aber in seinen Briefen teilte Kaltenbrunner mit, daß er dies aus persönlicher Sympathie gestatte, jedoch ohne jede Hoffnung auf einen wie auch immer gearteten, metapolitischen Sinn und Nutzen. Der bittere Kelch eines Abstieges aus kultureller und kultischer Höhe hinab in die Verhausschweinung müsse ganz ausgetrunken werden, und gegenhalten könne man nur in sich selbst, vielleicht gerade noch ausstrahlend auf wenige andere, die das Lesen und Beten noch nicht verlernt hätten.

Ich habe diese Sätze und den daran ausgerichteten, konsequenten Lebensvollzug Kaltenbrunners stets im Sinn, wenn über die völlige Sezession auch unserer Projekte aus dem Bereich der Machenschaften nachgedacht wird. Aber bisher sträube ich mich dagegen, das Aufgebaute zu schonen durch einen Rückzug in die Sicherheit des Schweigens. Denn es ist noch nicht an der Zeit, vielleicht sogar derzeit weniger denn je, und wenn ich unserem Widerstandskampf insgesamt auch keine Chance gebe, so doch der Intensivierung des Lebens und der Identitätsgenesung etlicher Deutscher: Die Frage nach dem »Wir« wird drängender gestellt, eine neue Offenheit für Antworten auf diese Frage ist spürbar, und das bedeutet: Man wendet sich uns zu. Denn woher sollten sonst Antworten kommen, auf dem politischen Feld, und zwar konsequente und gleichzeitig maßhaltende Antworten? Es gibt ja soviele Brüllaffen und Zeitgeistjäger, Sekundär- und Tertiärintellektuelle und so wenig eigentümliches und ordnendes Denken, das weder abschätzig noch selbstgefällig oder schematisch wäre. Vielleicht ist dies sogar das, was mich am meisten erschreckt hat in den vergangenen Monaten: daß wir eigentlich jeden Kopf kennen, der in der Lage ist, Widerstandspositionen zu formulieren. In einem 80-Millionen-Volk kennen wir jeden solchen Kopf. Das ist kaum zu glauben. Aber auch deswegen ist die völlige Sezession kein Weg für uns, derzeit: Eine der wuchtigsten Äxte wäre im Walde nicht mehr zu vernehmen für jene, die kurz innehalten, um zu lauschen, ob andernorts auch jemand an der Arbeit ist.



Gruß aus Schnellroda! ■

Die diamantene Kugel

von Michael Wiesberg

Paris steht zum zweiten Mal seit den Anschlägen auf die Redaktion der Satirezeitschrift *Charlie Hebdo* Anfang Januar des Jahres unter Schockstarre. Diesmal haben islamistisch motivierte Terroranschläge, die an verschiedenen Orten verübt wurden, fast 130 Todesopfer gefordert. Die Verlautbarungen, die bei Anlässen wie diesen in Umlauf gebracht werden, spannen sich von Solidaritätserklärungen über Betroffenheitsrituale bis hin zur Bekräftigung, »Schulter an Schulter« gegen den internationalen Terrorismus kämpfen zu wollen. So ist es auch diesmal.

Die mittlerweile abgenutzte Fertigteilsprache (Merkel: »Angriff auf die Freiheit meint uns alle«) führt zu rein gar nichts mehr, und diejenigen, die den naheliegenden Zusammenhang mit der sogenannten »Flüchtlingskrise« ziehen, gelten als schäbige Profiteure der Lage und rechte Scharfmacher. Und doch dürfte nun wohl auch dem letzten schlagartig klargeworden sein, wie riskant die Politik der offenen Tür ist, die die Regierung Merkel seit Monaten wider alle Vernunft aufrechterhält.

Etliche angebliche »Schutzsuchende« sind in Deutschland in den letzten Monaten unregistriert untergetaucht. Wieviele IS-Sympathisanten oder -Aktivisten unten ihnen sind und was sie in Deutschland bzw. Europa planen, darüber kann nur gemutmaßt werden. Bezeichnend für diese Situation ist, daß ein mutmaßlicher Terrorist quer durch Österreich fahren konnte, ehe er in Bayern aufgegriffen wurde.

Paris ist deshalb ein Menetekel für Deutschland. Oder doch nicht? Martin Lichtmesz hat in einem Beitrag für das Netz-Tagebuch dieser Zeitschrift (sezession.de) auf einen anderen, denkbaren Hintergrund hingewiesen:

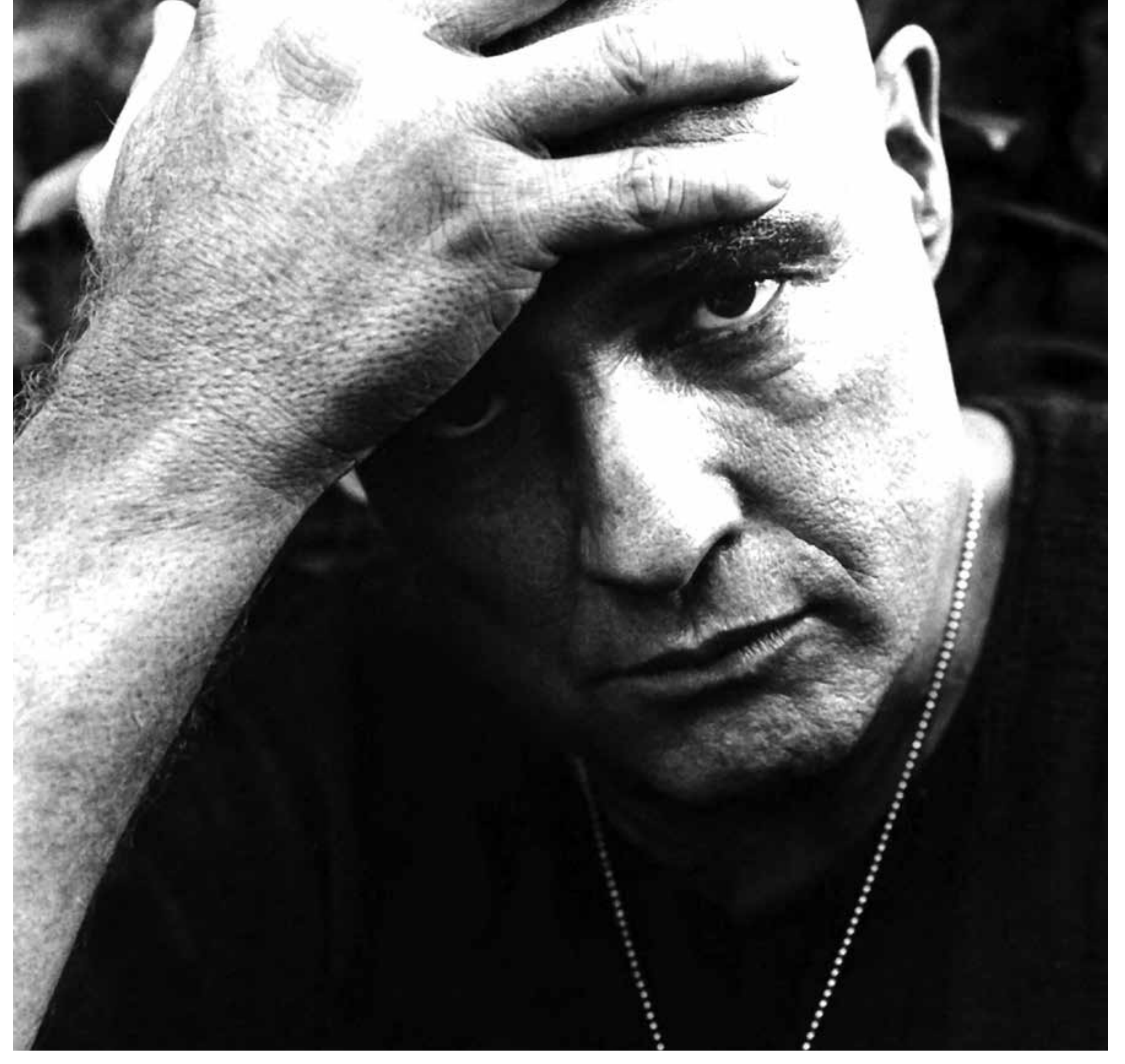
»Sowohl in Frankreich als auch in Deutschland herrschen volksfeindliche Regierungen, die mehr oder weniger offen eine Politik des Bevölkerungsaustausches im großen Maßstab verfolgen. Sie sind nicht nur unfähig und unwillig, ihre Völker und Bürger zu schützen, indem sie etwa die Grenzen bereits dicht machen würden, ehe das Schlachten beginnt, sie bringen sie auch noch durch aktives, offensives Handeln in Gefahr, indem sie wie im Falle Merkel einen Nero-Befehl 2.0 ausgeben und die Schleusen besinnungslos öffnen. Warum sollten solche Staaten und solche Eliten moralisch nicht imstande sein, eine Strategie der Spannung zu verfolgen? Ein »let it happen« ist im Falle des 13. November keineswegs ausgeschlossen. Ein in Panik versetztes, emotionalisiertes Volk ist wie Wachs in den Händen der Machthaber. Und das künftige multiethnische, multikulturelle Europa, innerlich zerrissen von der Politik der Masseneinwanderung und der kulturellen Selbstauflösung, wird auf die Dauer nur durch repressiv-diktatorische Maßnahmen regierbar sein. Der Terror ist ein vorzüglicher Vorwand, diese Kontrollen weiter auszubauen.«

Das Schlimme ist, daß wir eine solche Inszenierung oder wenigstens das Kalkül, nicht einzugreifen, sondern den Terror als Baustein zu nutzen, nicht ausschließen können. Ich möchte an dieser Stelle aber dennoch auf etwas anderes hinaus und den Fokus von den Opfern auf die Täter richten, und zwar anhand eines Hinweises auf Francis Ford Coppolas Meisterwerk *Apocalypse Now* (1979). Mir geht es um jene Szene, in der Colonel Walter E. Kurtz (Marlon Brando) Captain Willard (Martin Sheen) von einem für ihn einschneidenden Erlebnis berichtet:

»Wir gingen in ein Lager, um einige Kinder zu impfen. Wir verließen das Lager, nachdem wir die Kinder gegen Polio geimpft hatten. Da kam ein alter Mann hinter uns hergelaufen, und er weinte … Wir gingen in das Lager zurück. Sie waren inzwischen gekommen und hatten jeden geimpften Arm einfach abgehackt. Sie lagen auf einem Haufen … Und ich erinnere mich, wie ich schrie, ich weinte wie ein altes Waschweib. Ich wollte mir die Zähne herausreißen, wußte nicht mehr, was ich tun sollte.«

Dann aber läßt Kurtz die Betroffenheitsebene schlagartig hinter sich; es setzt sich eine andere Sichtweise durch, die das Psychogramm der »Täter« fokussiert:

»Und dann war mir, als würde ich durchbohrt, durchbohrt von einer diamantenen Kugel, direkt durch die Stirn. Und ich dachte, mein Gott, diese Schöpferkraft, dieses Genie, dieser Wille, das zu vollbringen. Vollkommen, unverfälscht, vollendet, kristallen, makellos. Und dann wurde mir klar, daß sie viel stärker als wir waren. Weil sie alles ertragen konnten. Das waren keine Ungeheuer, sondern geschulte Einheiten … Daß sie die Kraft haben, die Kraft, das zu vollbringen. Wenn ich zehn Divisionen mit solchen Leuten hätte, dann wären wir unsere Sorgen hier rasch los. Denn dazu gehören Männer, die Überzeugungen haben. Und die dennoch imstande sind – ohne Hemmungen, ihre ursprüng-



Colonel Kurtz, »durchbohrt von einer diamantenen Kugel«.

lichen Instinkte einzusetzen – zu töten. Ohne Gefühl, ohne Leidenschaft.«

Feinden dieses Typus steht heute die westliche Welt gegenüber, das zeigen die Anschläge von Paris nochmals in aller Deutlichkeit. Die Auftraggeber dieser Terroristen wissen, daß der Einsatz des eigenen Lebens den Schrecken auf der Feindseite erhöht, vor allem aber, siehe oben, daß diese Art von Attentat die eigene bedingungslose Entschlossenheit, die eigene Überzeugung brutal zum Ausdruck bringt.

Ich sage bewußt Auftraggeber, weil etliche der Selbstmordattentäter, die auch aus Europa kommen, aus Sicht der IS-Drahtzieher bestenfalls eine kostengünstige Alternative zu einem Lenkflugkörper darstellen. Diese Attentäter sind vielfach erst nach Wochen oder Monaten massiver Indoktrination für derartige Kommandos bereit. Von europäischen IS-Rückkehrern wissen wir auch, daß man insbesondere ihnen mit Mißtrauen begegnet, weil sie »Spione« sein könnten.

Die demokratischen Gesellschaften des Westens sind von der Warte dieser Drahtzieher aus ideale Ziele; sie sind am verletzlichsten und eröffnen mit dem Einsatz des taktischen Mittels Selbstmordattentäter einen Weg, dem strategischen Ziel, nämlich der langfristigen Sicherung des Terrorstaates IS, näherzukommen.

Es geht den Attentätern nicht darum, die »kritischen Infrastrukturen« westlicher Gesellschaften auszuschalten (Energieversorgung, Informationstechnologien und Telekommunikation, Transport und Verkehr etc.), sondern darum, mit der gezielten Tötung von beliebigen Individuen aus den Reihen des Feindes eine nachhaltige psychologische Wirkung zu erzielen. Das ist ihnen, schaut man auf die laufende Berichterstattung, voll und ganz gelungen.

Auf der Seite der Zielstaaten wirft der Einsatz von Selbstmordattentätern erhebliche operativ-taktische Probleme auf, basieren doch die klassischen Sicherheitskonzepte unter anderem darauf, daß ein Attentäter in der Regel versucht, sein Leben zu retten. Das Verbauen von Rückzugswegen entfällt bei islamistisch motivierten Attentätern. Entsprechend komplex ist der Aufwand, der betrieben werden muß, um diese Aktivisten im Vorfeld zu identifizieren und unschädlich zu machen.

Diesen Sicherheitskonzepten ist in den letzten Monaten durch das ungefilterte Hereindrängen Hunderttausender von Flüchtlingen weitgehend der Boden entzogen worden. Eine größere Zahl potentieller Überzeugungstäter dürfte, um Mao Tse-tung zu zitieren, wie »Fische im Wasser« der Flüchtlingsmassen längst *intra muros* sein. Die Anschläge in Paris könnten deshalb, je nachdem, wie sich die Lage im Nahen Osten entwickelt, der Anfang einer blutigen Spur durch Westeuropa sein. ■

Michail Bulgakow oder: Manuskripte brennen nicht

von Wolfgang Dvorak-Stocker

Wenn man in Kiew die Wladimirstraße vom Goldenen Tor her an der vielkuppeligen Sophienkathedrale vorbeigeht, stößt man auf den Andreevskij Spusk, der steil hinunter in den Stadtteil Podol ans Ufer des Dnepr führt. Auf diesem Abhang, wo heute Maler und Kunsthandwerker aller Art ihre Produkte zum Verkauf anbieten, befindet sich das Elternhaus Michail Bulgakows, das in seinem ersten Roman *Die weiße Garde* eine herausragende Rolle spielt. Vierzehn Machtwechsel durchlebte Kiew nach Bulgakows eigener Zählung in jenen Monaten am Ende des Ersten Weltkrieges, als deutsche Truppen, zarentreue Weißrussen, ukrainische Nationalisten und Bolschewiki um die Stadt rangen. In dieser von Straßenkämpfen, Zwangsrekrutierungen und willkürlichen Erschießungen geprägten Atmosphäre überlebten die »Turbins«, wie Bulgakow die seiner eigenen Familie nachempfundenen Protagonisten des Romans nennt, allein durch die ewigen vorpolitischen Werte des familiären Zusammenhalts, der Freundschaft und der Kameradschaft.

Nur den ersten Teil dieses als Trilogie angelegten Werkes vollendete der Dichter, sein Handlungsbogen spannt sich von der Eroberung der Stadt durch die Nationalisten Petljuras – der später zum ersten Präsidenten der Ukraine wurde – im Dezember 1918 bis zur vorübergehenden Machtübernahme durch die Rote Armee im Februar 1919. Das Chaos und die Verwirrung, den mordbereiten politischen Haß und die Angst der Bevölkerung macht Bulgakow zum Hauptthema seiner Darstellung. Die Haltung der Turbins ist dabei klar: Mit anderen Offizieren und Junkern kämpfen sie in der zarentreuen Freiwilligenarmee des Hetmans Skoropadskyj.

»Wir sind besiegt! … Oh, nur wer selbst besiegt worden ist, weiß wie dieses Wort aussieht! … Es gleicht einem Zimmer, auf dessen Tapeten sich grüner Schimmel ausbreitet, voll krankhaften Lebens. Es gleicht rachitischen Dämonenkindern, ranzigem Pflanzenöl, einem schmutzigen Fluch aus einem Frauenmund im Dunkeln. Kurzum, es gleicht dem Tod.«

Bulgakow, *Die weiße Garde*

Bulgakow selbst, der während des Ersten Weltkriegs als Landarzt gearbeitet hatte, wurde von den siegreichen ukrainischen Nationalisten zwangsrekrutiert, setzte sich jedoch bald ab und schloß sich dem weißrussischen General Denikin am Kaukasus an. An Typhus erkrankt, lag er in Fieberträumen, als die Stadt Wladikawkas im März 1920 von der Roten Armee eingenommen wurde. Seinen Beruf als Arzt hat der Dichter ab diesem Zeitpunkt nie mehr wieder ausgeübt.

Noch im November 1919 hatte Bulgakow in der Lokalzeitung der Stadt Grosny einen Durchhalteappell veröffentlicht und zum gnadenlosen Kampf gegen die als »gesinnungslose Schurken und Rasende« bezeichneten Bolschewiki aufgerufen. Nun aber akzeptierte er die Revolution und Schreckensherrschaft einer halb analphabetischen, jahrhundertelang erniedrigten bäuerlich-proletarischen Schicht, die alle Greuel der Französischen Revolution und des Jakobinerterrors in den Schatten stellen würde, als unabwendbar. An dieser Erkenntnis läßt er sein Alter Ego Alexei Turbin in der *Weißen Garde* teilhaben. Der Haß der Bauern (Dostojewskis »Gottesträger«) auf die oberen Schichten wird in diesem Roman bereits deutlich. Der Dichter zeigt verhaltenes Verständnis. Den nationalistischen

»Pogrom-Helden« Petljuras stehen die Turbins aber völlig feindselig gegenüber, schon die ukrainische Sprache ist ihnen verhaßt. Die schließlich siegreich heranrückende Rote Armee erscheint demgegenüber sogar als das kleinere Übel – zumindest aber als Träger eines großrussischen Nationalismus.



Ein sowjetischer Schriftsteller ist Bulgakow dennoch nie geworden. Allerdings wagte er (im Unterschied zu zweien seiner Brüder) den Gang in die Emigration letztlich nicht, sondern übersiedelte 1921 nach Moskau, um als Schriftsteller zu arbeiten. In den ersten Jahren mußte Bulgakow aber alle möglichen Gelegenheitsarbeiten annehmen, um nicht mit seiner Frau zu verhungern. Als Wohnraum stand dem Ehepaar anfangs nur ein Zimmer in einer Kommunalwohnung zur Verfügung, worunter der Dichter extrem litt. Durch den starken Zuzug bäuerlicher Schichten in die Städte war man dazu übergegangen, große Wohnungen so aufzuteilen, daß jeder Familie ein Zimmer zugewiesen wurde, während Küche und Bad geteilt werden mußten. 1930 stehen in Moskau nur 5,5 Quadratmeter Wohnfläche pro Person zur Verfügung. Die Wohnungsnot war auch politisch gewollt: Das Leben in diesen sogenannten Kommunalwohnungen sollte zur Auflösung der bürgerlichen Familie führen und den kommunistischen Menschen hervorbringen. Viele Arbeiterfamilien mußten in kasernenartigen Unterkünften wohnen, deren einzelne »Räume« nur mit Vorhängen voneinander abgetrennt waren. Auch in den komfortableren, neu errichteten Kommunalhäusern reichten die Wände nicht bis zur Decke, sodaß jedes gesprochene Wort von den Nachbarn belauscht werden konnte. Die Russen verwandelten sich in ein Volk von »Flüsterern«. Zu einem Hort des Unfriedens, schon allein wegen der gemeinsamen Benutzung derselben Küche durch verschiedene Familien, sind diese Kommunalwohnungen trotzdem geworden. Nur eine kleine Schicht von für die Sowjetmacht unverzichtbaren »Intelligenzlern« vermochte sich in diesen Jahren eine privilegiertere Stellung zu sichern.

Die Einführung der Planwirtschaft durch die siegreichen Kommunisten hatte zudem zu einer landesweiten Hungersnot und zu Bauernaufständen geführt. Neue Kleidung und andere Konsumgüter waren faktisch nicht mehr erhältlich. Das gewaltige Anschwellen der Bürokratie – schon drei Jahre nach der Revolution mußte die zehnfache Menge von Beamten im Vergleich zur Zarenzeit ernährt werden – trug mehr zur Verschärfung des Problems als zu seiner Lösung bei. Lenin reagierte 1921 mit der Einführung der »Neuen Ökonomischen Politik« (NEP), die Kleinbauern und Gewerbetreibenden gewisse Freiheiten einräumte. Zum Ärger der überzeugten Bolschewiki führt dies zu einem sofortigen wirtschaftlichen Aufschwung, aber auch zur Bildung einer Klasse Neureicher.

In dieser Zeit schrieb Bulgakow nicht nur an seinem ersten Roman, sondern konnte auch einige satirische Erzählungen veröffentlichen –, und ein Theaterstück, in dem er sich kritisch mit der sowjetischen Wirklichkeit auseinandersetzte. 1925 kam auch die Theaterfassung der *Weißen Garde* unter dem Titel *Die Tage der Turbins* auf die Bühne, von Bulgakow auf mehrfache Intervention widerwillig mit einem sowjetfreundlichen Ende versehen. Dann aber wurde der Hahn zugedreht: Die Zeitschrift, die *Die weiße Garde* bereits zu zwei Dritteln veröffentlicht hatte, wurde verboten, die Buchausgabe der ersten Erzählungen Bulgakows kurz nach der Veröffentlichung eingezogen.

»Bulgakow nahm den Platz in der Kultur ein, der für ihn bestimmt war: Seine Ablehnung der Masse, seine Opposition gegen den Ochlos und die ‚neue Kultur', seine Treue zur Tradition und seine Anrufung ihrer höchsten Gestalten, seine Verteidigung der geschmähten und verstoßenen Werte – all das machte ihn zum letzten Klassiker in der postklassischen russischen Prosa …«

Evgenij Dobrenko

Der bedeutendste Text aus dieser Zeit, *Hundeherz,* erschien überhaupt erst 62 Jahre nach seiner Entstehung. Die Behörden beschlagnahmten das Manuskript und auch Bulgakows Tagebücher, in denen dieser aus seinem Haß auf die Sowjetunion keinen Hehl gemacht hatte. Nur einer Intervention Maxim Gorkis, der Bulgakow als Schriftsteller überaus schätzte, ist es zu verdanken, daß dieser das Manuskript wieder zurückerhielt und *Hundeherz* 1987 veröffentlicht werden konnte. Dieser kaum 140 Seiten starke Kurzroman ist eine Satire der besonderen Art auf die sowjetische Gesellschaft. Protagonist ist ein auch in der neuen Gesellschaft erfolgreicher Professor, dessen Schönheitsoperationen ihm die Unterstützung höchster Kreise garantieren. Dieser stattet den Hund Scharik mit einer menschlichen Hypophyse und menschlichen Gonaden aus. In der Folge verliert der Hund sein Haar, beginnt aufrecht zu gehen, zu sprechen – und verwandelt sich überhaupt ganz in einen Menschen. Das Endergebnis läßt jedoch zu wünschen übrig. Scharikow, wie sich der neue Sowjetbürger nennt, geht auch als »neuer Mensch« seiner ursprünglichen Passion nach: Mit Lederjacke, Pistole und Schaftstiefeln, in der Uniform eines sowjetischen Schergen, widmet er sich als staatlicher Funktionär der Vernichtung streunender Katzen. Doch damit nicht genug: Sein Anspruchsdenken, sein proletarisches Benehmen und seine sich immer weiter steigernde Identifikation mit der kommunistischen Doktrin lassen ihn zur Bedrohung für seinen Schöpfer werden. Gemeinsam mit seinem Gehilfen überwältigt ihn dieser schließlich und macht die Operation rückgängig. Wenige Tage später melden sich Milizionäre auf der Suche nach dem Genossen Scharikow und verdächtigen den Professor, ihn ermordet zu haben. Doch der führt ihnen ungerührt das sich wieder langsam in einen Hund zurückverwandelnde Wesen vor. Daß dieser früher sprechen konnte, räumt er auf Nachfrage ein und ruft aus: »Das bedeutet noch lange nicht, Mensch zu sein!« In der Schlußszene des Buches genießt der ganz wieder Hund gewordene Scharikow die Wärme der geheizten Wohnung und beglückwünscht sich, den ehemaligen Straßenköter, hier Aufnahme gefunden zu haben.



Auch in den erzwungenen Gemeinschaftsküchen der sowjetischen Wohnungen wurde um jedes Stück Privatsphäre gerungen – und war es nur die »eigene« Spüle

Die Botschaft der Satire ist klar: Nicht einmal die Wissenschaft kann ein Individuum auf ein höheres kulturelles Niveau heben. Der Kommunismus, der damals gezielt Abkömmlinge der untersten Schichten auf Leitungsfunktionen hob (sogar bäuerliche Abkunft galt als Stigma!), würde scheitern. Gesellschaftlicher Aufstieg läßt sich weder ideologisch verordnen noch mit den Methoden des heutigen »Managerial State« (Paul Gottfried) herbeiführen; er ist ausschließlich Ergebnis eines mühevollen Prozesses der Selbstveredelung, zu der nur wenige imstande sind. Im Übrigen gilt: Jeder an seinem Platz. Das Los eines herrenlosen Straßenköters ist bemitleidenswert, der Hund, für den sein Herr sorgt, hat es gut. In solch paternalistischer Weise sah der Dichter wohl auch die Aufgaben des Staates.

Obwohl Bulgakow ab Mitte der 1920er Jahre in der Presse zunehmend als »Reaktionär« gebrandmarkt wurde – *Die Tage der Turbins* verschwand dennoch nicht vom Spielplan. Dies lag wohl daran, daß das Schauspiel einen ganz besonderen Liebhaber gefunden hatte: Ganze fünfzehn Male hat Josef Stalin selbst das Stück im Moskauer Künstlertheater gesehen und mehrfach dessen Absetzung verhindert. Mit mehr als eintausend Aufführungen war es ein Jahrzehnt lang der größte Moskauer

Publikumserfolg, durfte jedoch in keiner anderen Stadt aufgeführt werden. Bulgakow sah sich damit in seinem künstlerischen Anspruch bestätigt, »leidenschaftslos über den Roten und den Weißen zu stehen«.

Unverzagt schrieb er weiter Theaterstücke für das Künstlertheater. Sie wurden jedoch entweder nicht zur Aufführung zugelassen oder bald abgesetzt. Stalin selbst bezeichnete zwei der Stücke als »antisowjetisch« und als »Schund«. Die in der Presse gegen ihn forcierten Kampagnen machten dem Dichter zu schaffen, verschiedene psychosomatische Erkrankungen quälten ihn. Mehrfach bat Bulgakow die Sowjetregierung um Ausweisung. Im April 1930 klingelte das Telefon: Stalin war am Apparat.

Bis an sein Lebensende bereute Bulgakow, auf Stalins Nachfrage geantwortet zu haben, er könne es sich eigentlich nicht vorstellen, als russischer Schriftsteller außerhalb seiner Heimat zu leben und würde es vorziehen, in Moskau zu bleiben, wenn er nur eine entsprechende Arbeitsmöglichkeit hätte. Daraufhin sicherte ihm Stalin einen Posten als Dramaturg am Künstlertheater zu.

»Ich beweise mit den entsprechenden Dokumenten, daß die gesamte Presse der UdSSR … jahrelang … einmütig und mit außerordentlicher Wut zu beweisen trachteten, daß die Werke Michail Bulgakows in der UdSSR keine Existenzberechtigung haben. Und ich behaupte, daß die Presse der UdSSR vollkommen Recht hat.«

Bulgakow in seinem Brief vom 28. März 1930 an die Regierung der UdSSR

Eine gewisse Ehrfurcht gegenüber dem Diktator konnte sich Bulgakow damals nicht versagen – ähnlich wie Prokofjew und Schostakowich, die Achmatowa oder Pasternak. Außerdem verbanden sich mit Stalins Wende vom sozialistischen Internationalismus zum nationalen »Sozialismus in einem Land« sowie der Abrechnung mit Trotzki und anderen Altbolschewiken kurzfristig politische Hoffnungen. In Wahrheit war jedoch bereits der erste Vierjahresplan von 1929 ein äußerst negativer Wendepunkt in der Sowjetgeschichte. Hatte es während der NEP noch 400000 registrierte Privatunternehmen gegeben, wurden diese nun mit bürokratischen Maßnahmen (extrem hohe Steuern, Entzug des Wahlrechts etc.) vernichtet. Zudem zerstörte die Kollektivierung der Landwirtschaft die jahrhundertealte dörfliche Lebensweise in Rußland. Verbunden mit der Einführung der Kolchosen war die Verfolgung der sogenannten Kulaken, also der wohlhabendsten und damit meist tüchtigsten Bauern. Jedem Dorf wurde eine Quote von drei bis fünf Prozent von Familien auferlegt, die zu deportieren seien, völlig unabhängig davon, wie die Besitzverhältnisse in Wirklichkeit waren. Insgesamt wurden rund sechs Millionen Menschen in Arbeitslager oder Sondersiedlungen verschickt. Die Folgen für die Landwirtschaft waren katastrophal und führten schließlich zu einer geplanten Hungersnot unter der Landbevölkerung, der zwischen 4,6 und 8,5 Millionen Menschen zum Opfer fielen. Auch die Zahl der Gulag-Häftlinge verhundertfacht sich in kurzer Zeit auf eine siebenstellige Zahl. Millionen Kinder streiften als Waisen durchs Land, weil ihre Eltern verhungert oder deportiert worden waren. Allein die staatlichen Waisenhäuser beherbergten mehr als 800000 Insassen.

Doch die Gesellschaft änderte sich noch in einer anderen Hinsicht: Hatten die Bolschewiki der ersten Generation die kommunistische Armut des ganzen Volkes noch weitgehend geteilt, war die nächste Generation von Funktionären dazu nicht mehr bereit. Ab 1931 wurden wieder abgetrennte Familienwohnungen gebaut, der zweite Fünfjahresplan (1932–1937) setzte insbesondere auf Produktionssteigerungen in der Konsumgüterindustrie. Viele alte Russen erinnern sich an diesen Zeitraum als jenen, in dem sie als Kinder ihr erstes Paar Schuhe bekamen. Aber auch Grammophone, Parfums und Champagner wurden wieder in größerem Maße produziert.

Für Bulgakow schien die Existenz anfangs gesichert. Optimistisch schrieb er Theaterstücke, ein Drehbuch und Opernlibretti. Zur Aufführung kam aber nur ein einziges seiner Projekte – und es wurde trotz großem Publikumserfolg nach einem Verriß in der *Prawda* abgesetzt. Die erneute Arbeit an einem Roman, dessen erste Fassung er – analog zur Handlung seines Titelhelden – 1930 noch verbrannt hatte, brachte ihm aber schließlich Weltruhm ein. Erscheinen konnte *Der Meister und Margarita* jedoch erst 1967 in einer zuerst stark zensierten Fassung. Trotzdem war den russischen Intellektuellen sofort klar, daß sie ein Jahrhundertwerk russischer Prosa aus der Feder eines längst vergessenen Autors in Händen hielten. Noch bis in die 1990er Jahre sollte es dauern, bis das Buch eine Millionenauflage in Rußland und schließlich auch weltweit erfuhr und zum Kultwerk gerade unter Jugendlichen wurde.

»Als ich abends zuhause flüchtig die Nummern des *Gottlosen* [der Atheisten-Zeitschrift] durchsah, war ich erschüttert. Es geht nicht um die Lästerungen, die natürlich maßlos sind … Es geht um die Idee, man kann sie dokumentarisch beweisen – Jesus Christus wird als Unhold und Spitzbube dargestellt. Dieses Verbrechen ist beispiellos.«

Tagebucheintrag vom 5. Januar 1925

Der erste Handlungsstrang dreht sich um den Teufel, der unter dem Namen Voland um 1930 mit seiner Gefolgschaft nach Moskau kommt,

um dort seinen jährlichen Satansball auszurichten. Die Begegnungen dieser Truppe mit verschiedenen Repräsentanten der sowjetischen Gesellschaft zeigen rasch, daß der kommunistische Anspruch, einen »neuen Menschen« zu schaffen, fehlgeschlagen ist: Die Moskauer sind gierig, bestechlich und korrupt wie eh und je, nichts hat sich geändert. In zahlreichen grotesken Episoden wird diese Erkenntnis vorgeführt. Eines ist aber neu: Unter den Intellektuellen hat sich der Atheismus breitgemacht. Daß man Gott, ja ihn selbst für eine Fiktion hält, belustigt den Teufel beim Gespräch mit dem Vorsitzenden der wichtigsten Moskauer Autorenvereinigung. Wie können Menschen glauben, ihr Schicksal in der Hand zu haben, wenn sie nicht einmal wissen, ob sie in einer Stunde noch am Leben sein werden? Seinem Gesprächspartner sagt der Satan den unmittelbar danach erfolgenden Tod präzise voraus. Damit wird freilich auch der Anspruch der sozialistischen Planwirtschaft, die Zukunft präzise berechnen zu können, ad absurdum geführt.

Bei diesem Gespräch berichtet Voland ebenfalls von der Begegnung Jesu mit Pilatus, deren geheimer Zeuge er behauptet gewesen zu sein. Jesus wird als beeindruckender Philosoph der Menschenliebe geschildert, durchaus jedoch nicht als Gottes Sohn mit übermenschlichen Fähigkeiten. Seine Erzählung geht nahtlos in den Jesus-Roman des »Meisters« über, der den zweiten Handlungsstrang des Buches bildet. Am Ende von *Meister und Margarita* hebt Bulgakow (der für sich ein kirchliches Begräbnis ablehnte) diese Sichtweise jedoch auf: Christus erscheint nun als Herrscher des Lichts, dessen Wünschen sich auch der Teufel fügt.

Obwohl Bulgakows Satan sich wie Goethes Mephisto »Voland« nennt, ist seine Funktion eine ganz andere. Während Mephisto Gott die Dummheit und Schwäche seines Geschöpfs vor Augen führen möchte, versteht sich Bulgakows Voland als Teil der göttlichen Weltordnung und straft Übeltäter mitleidlos. Dies wird auch bei dem großen Ball deutlich, den er in Moskau veranstaltet. Durch Magie verwandeln sich die Zimmer einer kleinen Wohnung in festliche Hallen, die zehntausenden Gästen aus dem Jenseits Platz bieten. Nicht nur Mörder und Übeltäter, auch Machtmenschen und Karrieristen erscheinen und sind für diese eine Nacht des Jahres von ihren Qualen befreit. Seinen Gästen präsentiert Voland den abgetrennten Kopf eines sowjetischen Kulturfunktionärs und überzeugten Atheisten. Noch immer vermag der Tote jedoch zu sehen und zu hören. »Jedem geschieht gemäß seines Glaubens«, erklärt ihm Voland. »Nun denn, möge es so sein! Sie gehen in den Zustand des Nicht-Seins über, ich indes werde mich glücklich schätzen, aus dem Kelch, in den ich sie verwandeln werde, zu trinken: Auf den Zustand des Seins!« Das Grundthema des Romans ist die *conditio humana,* die menschliche Existenz zwischen Endlichem und Unendlichem, Gutem und Bösem. Die Leugnung absoluter irdischer Werte und einer Welt des Übersinnlichen stellte für Bulgakow das schwerste Vergehen der kommunistischen Ideologie dar.

1937/38 begann der »große Terror«, der sich vor allem gegen die Bolschewiki selbst richtete. Je höher der Rang eines Parteimitglieds, desto wahrscheinlicher war dessen Eliminierung. Insgesamt wurden in diesen beiden Jahren 1,3 Millionen Menschen verhaftet und mehr als die Hälfte von ihnen erschossen. Auch viele von Bulgakows Feinden wurden liquidiert oder in den Gulag verbannt. Bulgakow trug darüber niemals seine private Genugtuung als Triumph an die Öffentlichkeit. Der Glaube an seine künstlerische Potenz und Integrität verließ den Dichter auch damals nicht. 1939 nahm er einen Auftrag des Künstlertheaters an, ein Stück über den jungen Stalin zu schreiben und fuhr zu Recherchezwecken nach Georgien. Dort erreichte ihn die Nachricht, daß der Diktator das Stück keinesfalls vollendet sehen wollte. Diesen Schlag verkraftete Bulgakow nicht mehr. Schon auf der Rückfahrt erwartete er Deportation und Tod, doch beides blieb ihm erspart. Jedoch brach bei ihm jene Nierenkrankheit aus, die schon seinen Vater, einen Theologen, in jungen Jahren das Leben gekostet hatte. Nach mehreren Monaten des Leidens starb Bulgakow, nur 49 Jahre alt, am 10. März 1940 in Moskau.

Alle 20 Schaffensjahre hat Bulgakow unter Sowjetherrschaft zugebracht. Sein einziges Ziel war, im Strom der großen russischen Literatur einen geachteten Platz einzunehmen. Daß er sich trotz öffentlicher Ächtung künstlerisch nie angepaßt hat, macht ihn zum letzten Klassiker der russischen Prosa. ■

Bibliographie:

Die weiße Garde, München 2005;

Der Meister und Margarita, München 2006;

Das hündische Herz, Berlin 2013;

Teufeliaden. Erzählungen, München 2005;

Aufzeichnungen eines jungen Arztes / Das Leben des Herrn Molière /Theaterroman, Berlin 1981;

Manuskripte brennen nicht… Michail Bulgakow, Eine Biografie in Briefen und Tagebüchern, herausgegeben von Julie Curtis, Frankfurt a.M. 1991.

Literatur:

Evgenij Dobrenko: »Der letzte Klassiker und die neue Klasse«, – in: Dagmar Kassek/Peter Rollberg (Hrsg.): *Michail Afansewitsch Bulgakow 1861–1991. Text und Kontext.* Pieterlen 1992;

Orlando Figes: *Die Flüsterer. Ein Leben in Stalins Rußland.* Berlin 2008;

Birgit Mai: *Satire im Sowjetsozialismus, Michail Soschtschenko, Michail Bulgakow,Ilja Ilf, Jewgeni Petrow,* Pieterlen 1993;

Barbara Zelinsky: »Michail Bulgakow. Master i Margarita – Der Meister und Margarita« in: Bodo Zelinsky (Hrsg.): *Der russische Roman,* Wien 2007.

Autoren dieses Heftes

Prof. Dr. Johann Braun, 1946, war von 1988 bis 2011 Inhaber des Lehrstuhls für Zivilprozeßrecht, Bürgerliches Recht und Rechtsphilosophie in Passau.
Lehrbuch des Zivilprozeßrechts. Erkenntnisverfahren, Tübingen 2014

Mag. Wolfgang Dvorak-Stocker, 1966, studierte Geschichte und Germanistik und leitet seit 1995 den traditionsreichen Leopold-Stocker-Verlag in Graz, 2004 gründete er zudem den Ares-Verlag. Er ist Herausgeber der Quartalszeitschrift *Neue Ordnung* und Mitherausgeber der *Sezession.*

Konrad Gill, 1944, verbrachte einen großen Teil seines Arbeitslebens als Bergmann unter Tage. Im Ruhestand studierte er Rechtswissenschaften, Philosophie und Geschichte und lebt heute als freier Publizist in den Hochalpen.

Benedikt Kaiser, 1987, studierte Politikwissenschaft mit europaspezifischer Ausrichtung in Chemnitz. Er arbeitet beim Verlag Antaios.
Phänomen Inselfaschismus, Kiel 2013

Ellen Kositza, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.
Gender ohne Ende, 3., erweiterte Auflage, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession.*

Dr. Erik Lehnert, 1975, ist promovierter Philosoph und arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).
Deutsche Orte, Band 4 des *Staatspolitischen Handbuchs,* als Herausgeber, Schnellroda 2014

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.
Kann nur ein Gott uns retten? Glauben, Hoffen, Standhalten, Schnellroda 2014

Andreas Lombard, 1963, ehedem Andreas Krause Landt, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie. Er gründete 2005 den Landt Verlag, den er 2010 in das Manuscriptum Verlagshaus überführte.
Homosexualität gibt es nicht. Abschied von einem leeren Versprechen, Waltrop/Leipzig 2015

Dr. Stefan Scheil, 1963, Studium der Geschichte und Philosophie, promoviert als Historiker.
Weserübung gegen Operation Stratford, Schnellroda 2014

Prof. Dr. Günter Scholdt, 1946, lehrte Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes und leitete von 1996 bis 2011 das Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsaß.
Die große Autorenschlacht. Weimars Literaten streiten über den Ersten Weltkrieg, Schnellroda 2015;

Lore Waldvogel, 1960, lehrt an einer Hochschule und schreibt deswegen hier unter Pseudonym.

Nils Wegner, 1987, studierte Geschichts- und Kulturwissenschaften in Gießen und Hamburg. Er arbeitet für den Verlag Antaios sowie das Institut für Staatspolitik.
Die deutsche Geschichte geht weiter … Die Brüder Marcel und Robert Hepp und ihr politischer Weg in den 1950er und 1960er Jahren, Berlin 2015

Michael Wiesberg, 1959, Studium der Evangelischen Theologie und Geschichte. Er arbeitet als Lektor und als freier Journalist.
Botho Strauß. Dichter der Gegen-Aufklärung, Edition Antaios, Dresden 2002

Soziale Lenkung – Formen rationaler Verhaltenssteuerung

von Johann Braun

I. Moral, Sozialmoral, Recht und Politik

Die Ausdifferenzierung von Recht und Moral, also von »äußerer« und »innerer« Verhaltensregulierung, gehört zu den Errungenschaften des modernen Staates. Sie ist historisch ein Nebenprodukt der Trennung von Recht und Religion; denn traditionell beruht unsere Moral auf der Religion im weitesten Sinn dieses Wortes. Die Säkularisierung des Rechts zog daher zugleich die prinzipielle Unterscheidung von Recht und Moral nach sich.

Dies wird meist als ein Prozeß der Befreiung verstanden, weil dadurch die Moral dem Rechtszwang entzogen wurde. Eine allzu enge Verbindung beider ist, wie die Erfahrung lehrt, der Freiheit nicht förderlich. Ebenso wie die Religion ist auch die Moral darauf angelegt, grundsätzlich alle Bereiche des menschlichen Lebens zu erfassen. Ein von der Moral her konzipiertes Recht stellt daher tendenziell alle Verhaltensäußerungen unter Rechtszwang. Im Unterschied dazu verfolgt ein Recht, das sich von religiöser Bevormundung gelöst hat, beschränkte Zwecke. Seine wesentlichen Aufgaben sind die Errichtung und Erhaltung einer politischen Ordnung, der Schutz ausgewählter Individualgüter und die Regulierung von Verhaltensweisen, die für das Funktionieren der jeweiligen Gesellschaft von essentieller Bedeutung sind. Dabei muß ein säkulares Recht keineswegs in einen Widerspruch zur Moral geraten. Einen durchgehenden Widerspruch könnte auf Dauer ohnehin keine Gesellschaft ertragen. Was das Recht verordnet, ist daher häufig auch moralisch geboten: z.B. andere nicht grundlos zu verletzen, Verträge zu erfüllen, sich an die allgemeine Ordnung zu halten. Anders als die Moral läßt das profane Recht den Bürgern jedoch einen Freiraum, in dem sie sich an anderen Maßstäben orientieren können. Hier kann jeder nach seiner persönlichen Auffassung handeln und versuchen, »nach seiner façon« glücklich zu werden.

Ihrer Funktion nach stellen Recht und Moral unterschiedliche Systeme der Verhaltenssteuerung dar: In der Moral geht es um die Steuerung des Handelnden ausschließlich durch ihn selbst nach Maßgabe seiner eigenen Überzeugung; demgegenüber läßt das Recht auch eine Steuerung von außen zu und kann daher auch gegen die Überzeugung des Betreffenden durchgesetzt werden. Vordergründig betrachtet ist die individuelle Freiheit umso größer, je kleiner der Raum ist, den das Recht für sich in Anspruch nimmt. Umso ausgedehnter ist nämlich der Bereich, der von rechtlichem Zwang frei bleibt.

Freilich sind Recht und Moral in der Realität nicht in der Weise getrennt, wie es das Denkmodell einer liberalen Gesellschaft suggeriert. Auch in der Epoche, die der Aufklärung folgte, gab es Versuche, das Recht in den Dienst moralischer Lehren zu stellen – nicht nur in Diktaturen, auch in Demokratien. Dafür liefert unter anderem die Gegenwart ein anschauliches Beispiel. Die deutsche Politik ist derzeit moralisch aufgeladen wie in Zeiten, die man längst überwunden glaubte, und das Recht bleibt davon nicht unberührt. Was nottut, ist daher, das Zusammenspiel der ver-

schiedenen Systeme sozialer Steuerung zu erfassen, um zu erkennen, was anders geworden ist, als es der Theorie des demokratischen Rechtsstaats entspricht.

Für diesen Zweck lege ich einige Termini zugrunde, die über die Dichotomie von Recht und Moral hinausreichen:

1. Moral = Steuerung des Handelnden durch sich selbst,
2. Sozialmoral = Steuerung anderer durch »Moralisieren« und Belehren,
3. Recht = Steuerung anderer durch organisierten Zwang,
4. Politik = Steuerung anderer durch Rechtsetzung und Verwaltungshandeln.

Diese Begriffe sind auf die folgenden Überlegungen abgestimmt. Losgelöst hiervon könnte man etwa den Begriff der »Politik« auch anders bestimmen.

II. Selbststeuerung durch moralische Selbstbestimmung

Die Ethik der Alten war durch die Vorstellung einer objektiven Ordnung des Kosmos bestimmt, in die sich der Einzelne einzufügen hatte. Die richtige Lebensführung bestand darin, seine vorgegebene Aufgabe zu erkennen und zu erfüllen. Dagegen findet der moderne Mensch seine Heimat nicht in dem, was ist, sondern in dem, was er nach eigenen Vorstellungen selbsttätig hervorbringt. Diesem individualistischen Selbstverständnis entspricht eine subjektive Moral. Geboten ist danach nicht das, was uns als »Forderung des Tages« entgegentritt, sondern was wir aufgrund unserer eigenen Überzeugung zur Richtschnur unseres Verhaltens machen. Nur ein – autonomes – Handeln gemäß unserer subjektiven Überzeugung nennen wir moralisch, woher diese Überzeugung auch gekommen sein mag.

Der Inhalt dieser subjektiven Moral kann sehr verschieden sein. In traditionsverhafteten Gesellschaften geht es in der Regel um das Wohlergehen des Handelnden selbst und einer überschaubaren Bezugsgruppe. Die Moral kann aber auch einen altruistischen Charakter annehmen und dabei eine Weltgesellschaft anpeilen, in der es weder Ethnien noch Staaten, sondern nur Menschen als solche gibt. So etwa bei Immanuel Kant. Wenn der kategorische Imperativ dazu auffordert, jeden Menschen als Selbstzweck zu behandeln, wird von allen Unterschieden, seien sie natürlicher oder historisch-kultureller Art, abgesehen. Nur das abstrakte Menschsein soll entscheiden. Die Moral des kategorischen Imperativs ist daher, ebenso wie die des Christentums, eine universalistische Menschheitsmoral.

Dem einzelnen sind bei der Verfolgung seiner moralischen Grundsätze keine internen Grenzen gesetzt. Er kann sein Leben der Versorgung von Kranken widmen, Notleidende bis zur Selbstaufgabe unterstützen, Obdachlose bei sich aufnehmen usw. Aber auch wo die Moral sich universalistisch gibt, ist sie in praktischer Hinsicht meist eine »Nahbereichsmoral«, weil jeder primär für sich und die ihm Nahestehenden sorgt und nicht daran denkt, diese hinter »Fernstehenden« zurückzusetzen.

»Paternalismus ist deshalb wichtig, weil es unserer Überzeugung nach für Entscheidungsarchitekten legitim ist, das Verhalten der Menschen zu beeinflussen, um ihr Leben länger, besser und gesünder zu machen. Anders gesagt, wir sind dafür, daß private Institutionen, Behörden und Regierungen bewußt versuchen, die Entscheidungen der Menschen so zu lenken, daß sie hinterher besser dastehen. (…) Es handelt sich hierbei um eine relativ leichte, weiche und unaufdringliche Form des Paternalismus.«

Richard H. Thaler/Cass R. Sunstein: *Nudge. Wie man kluge Entscheidungen anstößt,* 2008

III. Weisung zur Selbststeuerung

Eine andere Ebene wird eröffnet, wo moralische Grundsätze, die man subjektiv für richtig hält, als objektive Regeln deklariert werden, die für alle gelten sollen. Die Argumentation lautet dabei im Prinzip wie folgt: Es ist nach meiner Auffassung richtig, sich so und so zu verhalten – also verhaltet euch dementsprechend! Die Moral hört dabei auf, Produkt eines sich selbst steuernden Subjekts zu sein, und wird zu einer Vorschrift für andere. Soweit der jeweils Handelnde diese Sozialmoral in seine Überzeugung aufgenommen hat, ergibt sich aus seiner Sicht kein Unterschied, glaubt er doch, sich zugleich nach seiner Individualmoral zu verhalten. Das ist insofern richtig, als unsere Überzeugungen die unseren sind, ganz gleich, wie wir dazu gekommen sind. Von Bedeutung ist ihre Herkunft nur aus Sicht dessen, der uns eine solche Überzeugung vermittelt hat. Denn er hat uns damit nach seinen Vorstellungen gesteuert.

Wer moralische Forderungen propagiert, wird sich meist auch selbst danach richten. Aber es geht auch anders. Hat eine bestimmte Sozialmoral Fuß gefaßt, kann sie auch von Menschen und Institutionen verkündet werden, die offen dagegen verstoßen. Insofern verfügt die Sozialmoral über eine Eigengesetzlichkeit: einmal verstanden und akzeptiert,

braucht sie keinen glaubwürdigen Verkünder mehr. Vielmehr kann jeder gegenüber jedem die bekannten sozialmoralischen Forderungen erheben und ihn dadurch in Zugzwang versetzen. Auch wer diesen Maßstäben selbst nicht entsprechen mag, kann so doch zur Entstehung eines sozialen Drucks beitragen, sich der gebilligten Moral zu fügen. So kann etwa auch derjenige dazu auffordern, die Bedürftigen zu unterstützen, der selbst gar nicht daran denkt, von seinem Wohlstand etwas abzugeben.

In traditionellen Gesellschaften wirkt die Sozialmoral überwiegend dahin, die Menschen dauerhaft auf bestimmte Verhaltensweisen festzulegen. Sie kann jedoch auch die Funktion übernehmen, die bestehenden Verhältnisse von Grund auf umzugestalten. Dazu bedarf es freilich zentraler Instanzen, welche das überkommene Denken gezielt beeinflussen können. Im Mittelalter waren dies die Kirchen, vom Beginn der Neuzeit an zusätzlich die Regierungen, Schulen und Universitäten, heute außerdem die Medien und die Institutionen frühkindlicher Erziehung – kurz, alle Einrichtungen, die einen gezielten Einfluß auf eine Vielzahl von bildungsfähigen Menschen ausüben.

In vielen visionären Sozialutopien, in denen es um die Schaffung eines neuen Menschen geht, hat man dies erkannt. Man setzte daher nicht auf die Familie, sondern auf die staatlich organisierte außerhäusliche Erziehung. Im Verband mit anderen und geleitet durch professionelle Erzieher sollte die heranwachsende Generation auf die »richtige« Moral eingestellt und auf das gewünschte Denken ausgerichtet werden. Nach gelungener Sozialisation würden sich die Zöglinge später aus eigener Überzeugung so verhalten, wie man es höheren Orts für richtig hielt. Nur in den negativen, »schwarzen« Utopien wurde das Bild von einer anderen Seite gezeigt und dargelegt, wie sehr es bei all dem um die Einübung einer neuen Unfreiheit bei gleichzeitigem Bewußtsein, frei zu sein, geht.

IV. Zwangspflichten und Zwangsrechte

Der von der Sozialmoral ausgehende Anstoß ist normalerweise nicht organisiert. Wo der Druck, sich bestimmten Normen gemäß zu verhalten, dagegen so geregelt ist, daß vorbestimmte Sanktionen mit ziemlicher Gewißheit eintreten, wird die informelle sozialmoralische Pflicht zur Rechtspflicht. Damit kann man das Verhalten anderer gezielter steuern.

Die primäre Rechtspflicht ist die, andere nicht zu verletzen. Selbstverständlich muß dafür zunächst festgesetzt werden, wer ein »anderer« in diesem Sinn ist und was ihm als das Seine zusteht. Das ist nicht in allen Kulturen dasselbe. Übereinstimmend ist jedoch, daß es letztlich um eine Unterlassungspflicht geht. Sie fordert nicht zu einem positiven Tun auf, sondern verpflichtet dazu, etwas Bestimmtes nicht zu tun, nämlich die Verletzung eines anderen zu unterlassen.

Wo eine altruistische Sozialmoral Eingang in das Recht gefunden hat, kann dieses allerdings auch die Pflicht statuieren, andere positiv zu unterstützen. Dann wird ein Rechtszwang zur tätigen Nächstenliebe installiert, ungeachtet, ob der Verpflichtete dies billigt oder nicht. Normalerweise werden solche Pflichten auf Geldzahlungen reduziert und mit anderen Zahlungen ununterscheidbar vermischt, womit sich ihr eigentlicher Zweck dem Blick entzieht. Der moderne Sozialstaat ist ein Umverteilungsstaat, der von den Vermögenden nimmt und den Bedürftigen gibt. Wer wen wofür unterstützt, ist dabei ein schwer durchdringliches Geheimnis. Wer sich nicht auf eigene Faust informiert, erfährt hiervon wenig, weil er es im Alltag nicht mit den Bedürftigen selbst, sondern allein mit dem Staat zu tun hat, der alle Steuern ohne Zweckbindung erhebt.

Rein theoretisch könnte man sich eine Rechtsordnung vorstellen, die nur Pflichten, aber keine subjektiven Rechte kennt. In diesem Fall müßten öffentliche Funktionsträger dafür sorgen, daß alle Bürger ihren Rechtspflichten nachkommen. Dies wäre jedoch sehr umständlich. Mit gutem Grund kennen daher alle Rechtsordnungen nicht nur Rechtspflichten, sondern auch subjektive Rechte derjenigen, die von solchen Pflichten begünstigt werden. Wer ein derartiges Recht innehat, kann auf die Erfüllung der korrespondierenden Pflicht selbsttätig hinwirken. Hat er von einem anderen eine Beeinträchtigung zu befürchten, muß er also nicht eine Behörde bitten, ihm beizustehen, sondern kann den anderen auf Unterlassung verklagen. Ist die Beeinträchtigung bereits erfolgt, kann er Schadensersatz fordern.

Menschen erscheinen den Regierenden nicht mehr als mündige Bürger, deren Alltagskompetenz und Freiheitsbefähigung es zu achten und deren Interessen es zu repräsentieren gilt, sondern werden als Objekte administrativer Zwangsbeglückung adressiert, deren empirisch-exakt ermittelten ›Nutzen‹ es im Rahmen eines enggefassten Status quo zu mehren gilt. So verwundert es kaum, daß ausgerechnet die vor allem an den Business Schools gelehrte Verhaltensökonomie in das Pantheon der Herrschaftswissenschaften unseres jungen Jahrhunderts aufsteigen könnte. Mit ihrem trüben Menschenbild und ihrem instrumentellen Verständnis menschlicher Beziehungen, das manipulative Eingriffe in die menschliche Autonomie als Gewinn an Wahlfreiheit umzudeuten versteht, liefert sie die theoretische Grundlage für das gewandelte Verhältnis des Staates zum Bürger.

Die wenig erbauliche Botschaft lautet: Weil es um das Mängelwesen Mensch in Sachen Rationalität und Selbstkontrolle nun mal so schlecht bestellt ist, bedarf es der Unterstützung durch angeblich aufgeklärte Experten, die erst einmal unser Interesse wissenschaftlich exakt definieren, um uns dann den Weg zu einem besseren Leben zu weisen. Hinter der harmlosen Fassade verbirgt sich ein unverkennbar autoritärer Anspruch, den Politiker seit geraumer Zeit weltweit für verschiedene Zwecke geltend machen.«

Johannes Richard: »Bastelanleitung für den braven Bürger«, in: *Novo Argumente 119* (2015)

Speziell bei den sozialen Unterstützungspflichten ist die Sache jedoch anders organisiert. Zwar sind im modernen Recht auch Sozialhilfeansprüche klagbar. Aber die Klage ist nicht gegen diejenigen zu richten, die letztlich dafür aufkommen müssen – die Steuerzahler nämlich –, sondern gegen den Staat bzw. die zuständige Körperschaft. Dadurch kommt es zu einem verdeckten »Gegnertausch«: An die Stelle der tatsächlich Belasteten tritt der Staat. Auf diese Weise kann der Bürger dazu gezwungen werden, für Leute aufzukommen, die er weder kennt noch schätzt. Mittels des subjektiven Rechts auf Asyl können sich Fremde Zutritt zu dem Land und den dort vorgesehenen Leistungen verschaffen, die sich nicht im geringsten assimilieren wollen. Wer moralisch nicht bereit ist, unbekannte Zuwanderer unter sein Dach aufzunehmen, muß auf der rechtlichen Ebene dennoch mit der polizeilichen Beschlagnahme überschüssigen Wohnraums für eben diesen Zweck rechnen usw.



Rolf Gillhausen, Drei Männer vor einem Diagramm (ca. 1950)

V. Politisierung des Rechts

Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts war das Recht ein von der Politik weitgehend unabhängiger Bereich. In der Folge wurde es zunehmend als ein Mittel zur politischen Gestaltung der Gesellschaft entdeckt. Dieser Prozeß fiel zusammen mit der sogenannten Positivierung des Rechts. Damit ist gemeint, daß man dem Recht immer weniger eine eigene Existenz zuschrieb und sein Wesen vielmehr darin erblickte, staatliche Vorschrift und nichts sonst zu sein, was auch immer der obrigkeitliche Verhaltensbefehl zum Inhalt hatte. Im Rückblick war die damit einhergehende Instrumentalisierung des Rechts die Voraussetzung dafür, viele Modernisierungsprozesse unter staatlicher Regie durchführen zu können. Man brauchte nicht mehr zu warten, bis die Einsicht der meisten dazu gereift war; man brauchte die gewünschten Verhaltensweisen nur anzuordnen und zwangsweise durchzusetzen. Auch die Umgestaltung des Rechtsstaats zum Sozialstaat war nur auf diesem Weg möglich. Anstatt wie ehedem auf die moralisch motivierte Wohltätigkeit Privater zu vertrauen, wurde das Recht in immer größerem Stile dazu eingesetzt, eine moralisch legitimierte Zwangsordnung zu errichten. Das Mittel dafür war die steuerlich finanzierte Errichtung von Institutionen, welche die frühere Gesellschaft so nicht gekannt hatte.

Mit der Politisierung des Rechts war aber noch etwas verbunden: Politikern ist die Rücksichtnahme auf die Freiheit des Bürgers von Haus aus fremd. Menschen bilden für sie meist nur das Mittel für übergeordnete Zwecke. Es bedarf großer Anstrengungen, den Hobbes'schen Leviathan zu zähmen und in ein rechtsstaatliches Gemeinwesen zu verwandeln. Zum Nachteil der Demokratie sind nur wenige Bürger in der Lage, das filigrane Räderwerk zu verstehen, auf dem eine rechtsstaatliche Demokratie beruht. Die Sozialmoral, die von vornherein auf ihren Horizont zugeschnitten ist, verstehen sie ungleich besser. Daher ist es in der Demokratie eine geläufige Erscheinung, daß Politiker primär an diese Sozialmoral appellieren. Das hat zwei Konsequenzen. Einmal wird dadurch die Politik

moralisch aufgeladen. Sodann aber nimmt auch das von der Politik erzeugte Recht einen moralischen Charakter an. Die eingangs beschriebene Trennung von Recht und Moral löst sich dabei auf, der soziale Rechtsstaat verliert sein rechtsstaatliches Profil und nimmt stattdessen ein moralisches an. Was man einmal individuelle Freiheit nannte, macht dem kollektiven Bewußtsein Platz, auf der richtigen Seite zu stehen und die anderen, die sich auf der falschen befinden, mit der Härte des Gesetzes zu treffen.

»Den Bürgern sollen die möglichen Entscheidungsoptionen so präsentiert werden, dass sich ihnen von alleine erschließt, was das ›Richtige‹ ist. So fühlen sie sich weniger bevormundet, sondern immer noch in der Position, eine Entscheidung zu treffen. Anstoßen statt Anordnen lautet die Devise. Gänzlich neu ist das Konzept nicht. Der Verdienst der Wissenschaftler liegt jedoch nicht nur in der Einführung eines Sammelbegriffs für bekannte, aber unterschiedliche Maßnahmen, sondern darin, ihre Wirksamkeit wissenschaftlich nachgewiesen zu haben. Nach Barack Obama und David Cameron arbeitet inzwischen auch Angela Merkel aktiv daran, die effektive Verhaltenssteuerung in ihre politische Praxis einzubauen.«

Nico Kuhlmann, *Legal Tribune Online,* 20.1.2015

VI. Erziehung und Umerziehung als Staatsziel

Richten wir den Blick auf das gegenwärtige Zusammenspiel der skizzierten Steuerungssysteme, so zeigt sich folgendes: Ebenso wie der Mainstream in Fragen der persönlichen Lebensgestaltung ist die Moral der meisten heute individualistisch geprägt. Das persönliche Streben gilt dem eigenen Wohlergehen und Weiterkommen ohne Rücksicht auf fremde Interessen. Bezugssysteme wie Ehe, Familie, Nation und Religion verlieren zusehends ihre Anziehungs- und Prägekraft.

Scheinbar unberührt hiervon dominiert in Teilen der Öffentlichkeit eine altruistische Sozialmoral, der zufolge man sein Herz für alle Bedrückten und Beladenen öffnen muß, die der Zufall gerade in den Fokus rückt. Angefacht durch Politik und Medien, hat sich in Deutschland eine nie dagewesene Hilfs- und Aufnahmebereitschaft entwickelt. Wie bei der Sozialmoral häufig, werden jedoch Forderungen aufgestellt, die vorwiegend von anderen eingelöst werden sollen und derentwegen man selbst keine großen Opfer bringen muß, dies jedenfalls dann nicht, wenn man sich als Angehöriger privilegierter Schichten den Folgen unschwer entziehen kann. Wer über das nötige Vermögen verfügt, kann sich ohne weiteres Häuser in »ruhigen« Wohngegenden leisten, seine Kinder in »ausländerfreie« Schulen schicken, kann »gehobenen« Freizeitbeschäftigungen unter Seinesgleichen nachgehen, kurz: sich in eine eigene Welt zurückziehen, in der er von dem, was er mit seinen Forderungen ausgelöst hat, nichts spürt. Die unterschiedliche Struktur von Moral und Sozialmoral macht es möglich, daß von der »Gesellschaft« Altruismus gefordert wird, während man selbst auf dem »Ego-Trip« bleibt. Wer allerdings aufgrund seiner persönlichen Moral der dominierenden Sozialmoral offen widerspricht, muß sich auf ein Spießrutenlaufen gefaßt machen.

Das säkulare Recht hat im Laufe der Zeit nicht nur eine Vielzahl sozialmoralischer Forderungen in sich aufgenommen, es ist auch dazu übergegangen, die Moral des Bürgers wie in vormodernen Zeiten zu steuern und diesen über das außerrechtlich richtige Verhalten zu belehren. Das Mittel hierzu sind rechtliche Vergünstigungen für gewünschte Verhaltensweisen und die Einflußnahme auf den staatseigenen, mittlerweile die ganze Gesellschaft umspannenden personellen Apparat. Mag man es noch für Zufall halten, daß die frühzeitige Trennung der Kinder von ihren Eltern und ihre außerhäusliche Erziehung mit hohem Aufwand gefördert wird – die Lehrpläne der Schulen, die Ausrichtung der Hochschulen an den Erziehungszielen der politischen Führung, die Sanktionierung politisch unkorrekten Verhaltens, die Kriminalisierung unerwünschter Äußerungen sprechen eine deutliche Sprache: das Recht ist wieder zum Erziehungsmittel geworden, auch im Verhältnis zu Erwachsenen.

Die Politik, die für diese »Entmodernisierung« verantwortlich ist, argumentiert dabei nicht offen, sondern verlegt sich darauf, »Zeichen zu setzen« und versteckte Anschübe zu geben. Sie setzt sozialmoralisch hysterisierte Massen im eigenen Interesse auf jede aufkeimende Opposition an. Bis hinauf in die höchsten Regierungsämter ist die moralische Diffamierung Andersdenkender zum Mittel der Politik geworden. Zusammen mit den weitgehend gleichgeschalteten Medien arbeitet die deutsche Politik wie seit Hitler und Honecker nicht mehr an der Umerziehung der gesamten Gesellschaft.

Das moderne Recht war an sich dazu gedacht, dem Staat eine rationale Ordnung zu verschaffen. Mittlerweile ebnet es wiederum einem moderaten Tugendterror den Weg. Viele Bürger spüren durchaus, daß rechtsstaatliche Errungenschaften auf dem Altar von Interessen geopfert werden, die mit dem Rechtsstaat wenig zu tun haben. Mit rechtlichen Zusammenhängen wenig vertraut, tun sie sich jedoch schwer, dieses Gefühl in eine begriffliche Form zu bringen. Sie sollten sich mit ihrer Erkenntnis beeilen. Denn wer in der Demokratie schläft, wacht in der Diktatur auf. ■

Literaturhinweise:

Johann Braun: »Selbstbestimmung und Fremdbestimmung«, in: *Rechtstheorie* 43, Berlin 2012;

ders.: »Der moralische Rechtsstaat«, in: *Ad Legendum,* Münster 2012;

ders.:»Recht und Moral im demokratischen Rechtsstaat«, in: *Jahrbuch der Juristischen Zeitgeschichte* 11, Berlin 2010;

ders.:»Doppelte Loyalität als multikulturelles Phänomen?«, in: *Jahrbuch der Juristischen Zeitgeschichte* 3, Berlin 2001/02;

ders.: *Freiheit, Gleichheit, Eigentum,* Tübingen 1991.

Deutschland im falschen Film

von Martin Lichtmesz

Zwei Tage, bevor er sich in Dresden als verbaler Suizidbomber betätigte, besuchte ich im Rahmen der Frankfurter Buchmesse Akif Pirinçci, der am Stand der *Jungen Freiheit* las. Er gab Passagen aus dem Schlußwort seiner jüngsten Polemik *Die große Verschwulung* zum besten. Dieses Buch beginnt mit folgenden Worten: »Um das Ende gleich vorwegzunehmen: Deutschland, wie wir es kennen, und das deutsche Volk werden untergehen!« Was nun folgte, war eine atemlose Tour de Force, ebenso komisch wie grausam, mit dem einzigen Ziel, wachzurütteln, zu verletzen und zu schockieren, um mithilfe dieser Roßkur die Augen des deutschen Michels für die Realität seiner Lage zu öffnen, die komisch und grausam zugleich ist.

Wer Anstoß an der notorisch deftigen Sprache des Autors nimmt, übersieht leicht, daß Pirinçci, im Grunde ein Ohnmächtiger wie wir alle, mit dem Rücken zur Wand steht und von dort aus manisch faule Eier gegen ein übermächtiges Ungetüm wirft, das vormals Deutschland hieß. Er sieht dieses Ungetüm in all seinem nackten Wahnsinn deutlicher als die *bien-pensants,* die über ihn, den Verzweifelten, nicht mehr bloß die Nase rümpfen, sondern mit einer unverhohlenen Lust seine Existenz zu vernichten trachten. Anders als das Geheul der üblichen Verdächtigen glauben machen will, hat Pirinçcis »homophobes« Buch mit Homosexualität nur am Rande zu tun, weitaus mehr allerdings mit der totalen Dekadenz einer Gesellschaft, die sich angesichts der irreführenderweise »Flüchtlingskrise« genannten Zuspitzung der Lage wie eine Schafherde auf dem Weg zur Schlachtbank ausnimmt und dabei mit zunehmender Irrationalität agiert.

Deutschland scheint sich im Jahre 2015 im Griff einer kollektiven suizidalen Trance zu befinden, deren Charakter man wohl am besten mit Heimito von Doderer als »Pseudologie« beschreiben könnte: Darunter verstand der österreichische Romancier alle Bemühungen, vor die Wirklichkeit ein Spinnennetz aus Fiktionen zu spannen, um sich ihr durch eine Art freiwillige Selbstblendung zu entziehen. Er glaubte, daß dieser pseudologischen Flucht, die mit der »Apperzeptionsverweigerung« identisch ist, ein willentlicher Akt, ein »nicht mehr auffindbarer, böser Entschluß des Einzel-Individuums« vorausginge: »Dumm ist, wer dumm sein will«. Die »Matrix der Dummheit« ist in diesem Sinne »nichts anderes als eine oft und geschwind im Halbschatten des Bewußtseins vollzogene Abwendung vom Leben. Die Dummheit ist der kalte Schweiß unserer Lebensschwäche.« Als Doderer diesen Entschluß, den Kopf in den Sand zu stekken, »böse« nannte, meinte er das durchaus im ethischen Sinne: Denn das Individuum entschließt sich, in der Lüge und daher bald durch die Lüge und für die Lüge zu leben, auf dem Weg dorthin vergessend, daß es sich um eine solche handelt. Derart eingebunkert, hat es auch jene Angst aus seinem Bewußtsein verbannt, die den Kaltschweiß ausgelöst und seinen Rückzug motiviert hatte. Kein Wunder also, wenn sich der Haß der Dummmheit, die nach Doderer keine »Eigenschaft«, sondern eine »Haltung« ist, fortan gegen alles wendet, das ihren Schutzwall durchbrechen

»Dumm sein heißt, zahlreiche kleine schnelle aber durchaus verbrecherische Akte zu setzen, durch die einer seine eigene Leitungsfähigkeit unterbricht.«

»Nie wird ein von der Dummheit Besessener sagen, daß er für die Dummheit eintrete. Vielmehr wird diese, um ihre Erzfeindin, die Intelligenz, zu umgehen, viele mögliche Formen annehmen, von allen erdenklichen respektablen Überzeugungen angefangen bis zu ihrem letzten taktischen Auskunftsmittel, der Vernebelung durch Feierlichkeit.«

Heimito von Doderer

»The answer to this problem is apocalypse. Stupid this deep can only be cleaned away by a rigorous application of old fashioned Darwinian selection, and apocalypse is how you get that going.«

Anonymous Conservative, 22. Oktober 2015

könnte. »Die Dummheit ist heute wach, stets im Anschlag, scharfsinnig und feinspürig«, schrieb Doderer. »Sie wittert sofort die Anwesenheit von Intelligenz, in den feinsten Spuren sogar, und nimmt eine feindselige Haltung gegen sie ein (…). Und sie ist der Intelligenz taktisch insofern überlegen, als sie selbst sich nie beim Namen nennt.«

Nichts anderes hat der französische Chansonnier Georges Brassens gemeint, als er sang: »Entre nous soit dit, bonnes gens, pour reconnaître que l'on n'est pas intelligent, il faudrait l'être« – Unter uns gesagt, liebe Leute, um zu erkennen, daß man nicht intelligent ist, müßte man es sein.« In demselben Lied heißt es auch ironisch: »Alle, die nicht so denken wie wir, sind Idioten!« Wahrscheinlich ist niemand von dieser von Brassens karikierten Borniertheit gänzlich frei. Selbst intelligente Menschen beherbergen oft ganze Archipele an Dummheitsinseln in ihrem Kopf, wie umgekehrt auch die sprichwörtlichen blinden Hühner ab und zu ein Korn finden. Manchmal beobachten wir an anderen den unheimlichen Vorgang der psychologischen Projektion: Sie werfen ihrer Umwelt exakt dieselben Dinge vor, deren sie sich selbst schuldig machen, und ein solches Schauspiel sollte auch ab und zu unsere eigenen Gewißheiten in Frage stellen: Wer weiß, wie viele blinde Flecken uns wie Schuppen vor den geistigen Augen liegen? Und dann begegnen uns im Leben immer wieder Zeitgenossen, die die Wahrheit nicht von ihren Pseudologien unterscheiden können. Oftmals sind diese Menschen nicht einmal bösartig; es fehlen ihnen womöglich schlichtweg die grauen Zellen, bestimmte Dinge wahrzunehmen, wodurch sie zu einem isolierten Dasein in einem Paralleluniversum verbannt sind, dessen äußerste Steigerungsstufe der Wahn ist.

»If you disagree with someone who has a Dumb Belief System, they will automatically think you identify with a competing Dumb Belief System.«

Jim Goad via Twitter, 15. Oktober 2015

Bei dem amerikanischen Blogger »Anonymous Conservative« fand ich eine Theorie, zu der ich als Nicht-Wissenschaftler keine kompetente Meinung habe und die ich nur stark verkürzt wiedergebe. Demnach hätten neurologische Untersuchungen ergeben, daß die politische Einstellung eines Menschen häufig mit der Entwicklung seiner Amygdala korreliert, einem Teil des Gehirns, der unter anderem für das Entstehen von Angst verantwortlich ist. Oder, präziser ausgedrückt: »Die Amygdala ist in erster Linie dafür zuständig, einer Wahrnehmung eine emotionale Signifikanz zuzuschreiben.« Das bedeutet, daß die Fähigkeit, eine Gefahr als eine solche wahrzunehmen, hier ihren Sitz innerhalb der Gehirnanatomie hat. Der von »Anonymous Conservative« zitierten Studie zufolge ist dieser Teil des Gehirns bei Konservativen in der Regel stärker ausgeprägt als bei »liberals«, also bei »Linken« und wohl durchaus auch »Liberalen« in unserem Sinne. Man erkennt hier sofort ein Muster der zeitgenössischen Auseinandersetzungen wieder: Im extremen Fall hat man hier die Karikatur des rechten Paranoikers vor sich, der überall Feinde und Verräter wittert, von »Law and Order« besessen ist und sich unterirdische Bunker und Waffenlager einrichtet. Die Linke wirft der Rechten (beide im weitesten Sinne gefaßt) bekanntlich gerne vor, »Ängste«, natürlich mit Vorzug »diffuse«, zu hegen und zu schüren, und eine beliebte Taktik ist es, den aus der Psychiatrie gestohlenen Begriff der »Phobie« in eine Kampfvokabel umzumünzen, die es erlaubt, den Gegner als hysterisch, neurotisch und geisteskrank hinzustellen: »Islamophobie«, »Homophobie« oder »Xenophobie« sind solche Schlagwörter. Sie wirken derart lähmend, daß es inzwischen eine regelrechte Phobie davor gibt, als Phobiker aus der genannten Palette identifiziert zu werden.

»›Der hohe Zuzug von Menschen aus anderen Weltteilen wird zur Instabilität unseres Landes führen‹, warnt demnach ein mit Sicherheitsfragen vertrauter Spitzenbeamter. ›Wir produzieren durch diese Zuwanderung Extremisten, die bürgerliche Mitte radikalisiert sich, weil sie diese Zuwanderung mehrheitlich nicht will und ihr dies von der politischen Elite aufgezwungen wird‹, befürchtet er weiter. Seine Prognose ist düster: ›Wir werden eine Abkehr vieler Menschen von diesem Verfassungsstaat erleben.‹

Eine Integration Hunderttausender illegaler Einwanderer in Deutschland sei angesichts der Zahl und der bereits bestehenden Parallelgesellschaften gar nicht möglich, befürchten Sicherheitsexperten. Stattdessen ›importieren wir islamistischen Extremismus, arabischen Antisemitismus, nationale und ethnische Konflikte anderer Völker sowie ein anderes Rechts- und Gesellschaftsverständnis‹ (…).«

Welt am Sonntag, 25. Oktober 2015

In Wahrheit verhält es sich freilich genau umgekehrt, ein wenig wie in dem klassischen Thriller *Gaslight* von 1944, in dem ein psychopathischer Mörder seine Frau in den Wahnsinn zu treiben versucht, indem er ihr durch subtile Manipulationen einredet, daß sie an Wahnvorstellungen leide – so lange, bis sie tatsächlich überschnappt. Der herrschende politisch-korrekte Diskurs ist im Grunde nichts anderes als eine gesteigerte, nicht mehr ganz so subtile Form von »Gaslighting«.

Es ist Teil dieses Spiels, daß sich die Linke selbst als angst- und damit haßfrei, als menschlich, tolerant, weltoffen, vernünftig, friedfertig, geistig gesund und so weiter präsentiert, während sie gleichzeitig aggressiv gegen alle vorgeht, die dieses Selbstbild in Frage stellen. Bestenfalls beteuert man großzügig, »die Ängste der Menschen ernstnehmen« zu wollen, was meistens bedeutet, daß man die Ängstlichen für therapiebedürftig hält, sobald ihre politischen Entscheidungen inopportun ausfallen. Während die Linke die Rechte für böse hält, halten die Rechten die Linke vor allem

für dumm. In ihren Augen erscheint die Linke als fahrlässig naiv, weltfremd, infantil, »gutmenschlich« sentimental, stets bereit, sich in ideologische Illusionen zu flüchten und die eigene Nation oder Gemeinschaft zugunsten des Fremden zu verraten – ein Bild, das sich recht gut in den Massen von braven Deutschen versinnbildlicht, die in der ersten Phase der Flüchtlingsinvasion mit regenbogenbunten »Refugees-Welcome«-Schildchen auf den Bahnhöfen standen. Da nun die Amygdala durch Erfahrungen wie Angst, Schmerz und Konflikt stimuliert wird, die ihre Herausbildung fördern, liegt der Schluß nahe, daß Gesellschaften, in denen der Ernst des Lebenskampfes durch Wohlstand, Wohlfahrtsstaat und technischen Komfort drastisch reduziert wird, massenhaft Menschentypen hervorbringen, deren entsprechende Gehirnteile verkümmert sind: Sie gleichen immer mehr den »Eloi« aus dem Roman *Die Zeitmaschine* von H.G. Wells, jenen überzüchteten, arg- und wehrlosen Kindmenschen, die von den barbarischen »Morlocks« verspeist werden.

»Anonymous Conservative« sieht auch eine Korrelation zwischen einer unterentwickelten Amygdala und dem »r-Typus« der Populationsökologie, der eine Fortpflanzungsstrategie verfolgt, die auf extremer Quantität beruht. Dazu gehören Eigenschaften wie verminderte Wettbewerbsfähigkeit *(diminished competitiveness),* frühe sexuelle Reife, Promiskuität und niedriger Elternaufwand *(low investement parenting),* worin man unschwer Elemente der Misere erkennen kann, die eine »befreite« Sexualität in der westlichen Welt angerichtet hat. Die menschliche Zivilisation beruhe nun allerdings auf der entgegengesetzten, auf Qualität ausgerichteten K-Strategie, deren psychologische Züge die folgenden wären: Adaption an eine Umgebung, in der Ressourcen knapp sind, daher Erziehung zur Askese und zum Triebverzicht; späte sexuelle Reife; Monogamie; Förderung der Wettbewerbsfähigkeit; starke Loyalität gegenüber der eigenen Gruppe – also Dinge, die der »Fitness« der Nachkommen und der Optimierung ihres Genpools dienen. Ich zitiere diese evolutionspsychologischen Thesen mit allem Vorbehalt gegenüber biologischen Analogien zwischen Tier- und Menschenreich. Als symbolisches Bild, um die laufende Auflösung Deutschlands und Westeuropas zu erfassen, eignen sie sich aber verblüffend gut. Gerade in den am stärksten degenerierten Ausformungen der Linken kann man etwa folgende eigentümliche Mischung beobachten: der Haß auf die Geschlechterunterschiede und die Feminisierung des Männlichen (Pirinçci spricht von »Verschwulung«), die Politik der totalen sexuellen Liberalisierung und ein ausgeprägt infantiler Habitus gehen Hand in Hand mit der Feindschaft gegen jegliche Form von Grenzen und Begrenzungen, einem Haß auf das Eigene und einer übersteigerten Xenophilie: Die Nivellierung der Gesellschaft und die Selbstaufgabe gegenüber den Forderungen des »Anderen« sind eins.



In der Nähe von Dobova, Slowenien

Was sich in den Grünen als Speerspitze der Dekadenz manifestiert, ist nichts anderes als das Extrem einer quer durch alle Parteien und Schichten verbreiteten Mentalität. Die Entscheidung Angela Merkels, den Einwandererfluten die Schleusen zu öffnen, hat bereits in diesem frühen Stadium der kommenden Tragödie Chaos, Angst, Aggression und Irritation ausgelöst. Die Positionen polarisieren sich, schaukeln sich wechselseitig auf. Inmitten der Krise, die mit den handelsüblichen Phrasenkatastern der BRD nicht mehr zu fassen ist, wuchern metastatisch die Pseudologien: 80 Millionen deutsche Staatsbürger – und ein jeder hat ein anderes Wirklichkeitsfragment im Kopf, nicht immer im Bewußtsein, daß der Rest vielleicht in einem völlig anderen Film lebt …

»Man sollte auf eine konsequente Einschüchterung des ›Packs‹ durch eine konsequente Kriminalisierung setzen, eine Strategie, die zumindest die AfD und die Pegida von ihren autoritären Mitläufermassen trennen würde. These: Wenn sich die Mengen von rechtsaffinen Kleinbürgern in Dresden in einem dreistündigen Polizeikessel erst alle mal in die Hose gepinkelt haben und abschließend mit Wasserwerfern traktiert wurden, dann haben sie für eine geraume Weile genug vom Demonstrieren.«

Äußerung des Mainzer Politologen Gerd Mielke, SWR, 9. November 2015

Nach der eingangs erwähnten Lesung hatte ich Gelegenheit, mit einer Dame zu sprechen, die sich in die Höhle des eher handzahmen Löwen gewagt hatte, einer Zeitgenossin, die sich selbst für »liberalkonser-

vativ« hält und der Meinung ist, sie würde gerade die Weimarer Republik vor Pegida und anderen »gefährlichen« Bürgern retten, wobei sie in Wahrheit – hallo »Scharnierfunktion« – das Geschäft der Antifa betreibt und wohl am liebsten Schurken wie mir das Publizieren und den Zugang zur Öffentlichkeit verbieten würde, wenn sie könnte. »Sie glauben also wirklich an den ›Großen Austausch‹? Daß die Deutschen zur Minderheit in ihrem Land werden?«, fragte sie mich, als würde ich über UFO-Landungen schreiben. Da befand sie sich offenbar noch auf der untersten Stufe der bloßen Leugnung der Sachverhalte: Gestalten wie etwa Gregor Gysi, die über die demographischen Entwicklungen besser informiert sind und sich offen darüber freuen, daß die Deutschen »zum Glück« aussterben, sind hier schon einen affirmativen Schritt weiter, und nichts anderes meint so ziemlich jeder Politiker, der frohlockt, daß Deutschland »bunter« werde. Ich antwortete ihr, daß es keinen Dialog mehr geben könne, wenn die Wahrnehmungen derart heftig divergierten. Insofern hier jedoch von Fakten die Rede ist, man mag sie beurteilen, wie man will, muß man zwangsläufig annehmen, daß einer der beiden Diskussionsteilnehmer dumm, böse, uninformiert, blind, wahnsinnig oder alles



zusammen ist, sei es ihm selbst bewußt oder nicht. Nun erschien mir die besagte Dame weder besonders dumm noch bösartig noch wahnsinnig oder auch nur unsympathisch; sie denkt vielleicht ähnlich über mich und hält mich darum für besonders abgefeimt oder psychopathisch, und liest meine Polemiken als »Projektionen«.

Es gibt allerdings keinen Grund, aus lauter Fairneß paritätisch zu urteilen. Hier stehen sich keine zwei Parteien gegenüber, die sich spiegelbildlich dieselben Dinge vorwerfen, und das gilt übertragen auch für das ganze Land und seine Lager, die häufig beide ihre Sätze etwa so beginnen: »Wenn mich meine Kinder eines Tages fragen, was ich damals getan habe, möchte ich vor ihnen anständig dastehen …« Die einen sehen sich in einer Szene aus dem Dritten Reich, in dem die »Flüchtlinge« die Rolle der verfolgten Juden spielen und sie selbst diejenigen der heroischen Retter, büßend für ihre Ahnen, die den ersten Durchlauf der Katastrophe nicht verhindert oder sich gar daran beteiligt haben. Es ist insbesondere dieser altvertraute Film, der die Deutschen zu falschen historischen Analogien verleitet, sie zu Schlafwandlern macht. Dementsprechend zeigte die im Oktober 2015 in den Kinos angelaufene Verfilmung von Timur Vermes' Roman *Er ist wieder da* ein eher pseudologisch als satirisch verfremdetes Deutschland, in dem am Ende Pegida, Geert Wilders, Heinz-Christian Strache, die AfD oder Marine Le Pen als vermeintliche Wiedergänger Hit-

»Vergangene Nacht ist schon wieder ein Anschlag auf die Abgeordnete des Europäischen Parlaments Beatrix von Storch (AfD) verübt worden. Unbekannte warfen eine Scheibe ihres Berliner Büros ein sowie Farbbeutel gegen Mauer und Fenster. Bereits vor zwei Wochen hatten vergleichbare Unbekannte von Storchs Pkw in Brand gesetzt, mitten in einer dicht besiedelten Berliner Wohngegend. (…)

Pikant in diesem Zusammenhang ist, daß derzeit an der Berliner Schaubühne ein Stück namens ›Fear‹ läuft, in dem unter anderem gegen von Storch und von Beverfoerde, ›die schreckliche adlige Krähe namens Hedwig‹ (O-Ton), elanvoll gehetzt und sogar die Adresse jenes Büros verkündet wird, gegen das sich heute Nacht die gerechte antifaschistische Empörung auslebte. Die Bühne, auf der einst Peter Stein Botho Strauß-Stücke uraufführte, präsentiert heute ›häßliche hassende Haßpredigerinnen‹, zu denen neben den genannten Damen auch Birgit Kelle, Bettina Röhl, Gabriele Kuby und Eva Herman gehören, deren Porträts man übrigens die Augen ausgestochen hat, und alles wird verrührt mit Victor Orbán, Pegida und dem NSU zu einem Zitat- und Fotocollagenbrei, der dem Publikum suggeriert, endlich jenes Böse zu schauen, das Helldeutschland gefährdet und dem es zu wehren gilt. ›Ich komme immer wieder und hasse und hasse, in jedem Zeitalter, und hasse‹, spricht eine Mimin, ›wir argumentieren gegen etwas, das tot ist‹, erläutert eine andere; Schauspieler treten Pappfiguren um, die das ›Demo für alle‹-Schild tragen, auf der Leinwand taucht ein Untoter auf, ein monströser Wiedergänger, und zu Zombies werden auch die erwähnten Frauen deklariert, die ›ein Denken‹ vertreten, ›das der Zweite Weltkrieg ausgelöscht hat‹, also ein totes Denken, ein böses Denken, ein Zombiedenken. Und dann fällt der Satz: ›Der Zombie stirbt nur, wenn man ihm direkt ins Gehirn schießt.‹«

Michael Klonovsky, *Acta Diurna,* 6. November 2015

lers gezeigt werden, die allesamt grundlos, wie von bösen Geistern besessen, wüten, zündeln und natürlich »hetzen«.

Die anderen, die ebenfalls eines Tages vor ihren Kindern moralisch gerechtfertigt dastehen wollen, haben nicht nur die Auflösung Deutschlands vor Augen, sondern wahre Blutbäder und den Einfall der Tatarenhorden des Islams. Ihre Angstvisionen sind jedoch viel realistischer: eines Tages wird das Wort »Multikulturalismus« womöglich denselben Schrekken hervorrufen wie heute das Wort »Holocaust«. Sie werden als »Angstmacher« beschimpft, und wenn sie den Mund auftun, dann gelten sie automatisch als »Hetzer«. Diejenigen, die heute diese Invektive am lautesten und unbedachtesten schreien, werden mit hoher Wahrscheinlichkeit dieselben sein, die eines Tages von Panik übermannt werden, weil sie die vorausschauende Angst, also: die Witterung der Gefahr, nicht zuließen. Die Bilder von den Menschenstaus an den Grenzübergängen Sloweniens und Ungarns, von den Grenzanlagen, die unter dem Andrang der Massen und vor den Augen der ohnmächtigen Sicherheitskräfte zusammenstürzen, die täglichen Meldungen, daß immer mehr und mehr Massen gen Deutschland nachrücken, die surreal explodierenden, unbegreiflichen Zahlenangaben – wer kann dies ernsthaft und ehrlich ohne eine tiefe Beklemmung in den Eingeweiden ansehen?

Ab und zu entsteht ein Riß in der pseudologischen Fassade. Die *Welt am Sonntag* berichtete am 25. Oktober von einem der Redaktion vorliegenden »unterschriftslosen Papier«, aus dem hervorgeht, daß die deutschen Sicherheitsbehörden die innere Sicherheit des Landes als äußerst gefährdet betrachten; Bürgerkriege, extremistische Radikalisierung und ethnische Spannungen stünden bevor. Vor nichts anderem haben Einwanderungs- und Islamkritiker schon seit Jahren gewarnt. Diese Gefahren bestehen nicht erst seit diesem Sommer, sondern sind über Jahrzehnte hinweg stetig angewachsen. Sobald man dies erkannt hat, gibt es in Deutschland nichts mehr, das nicht unter anderen Vorzeichen gesehen werden müßte als unter denjenigen, die die Massenmedien zur Zeit vorgeben. In welchem Lichte stünde nun etwa die von Politikern und Medienmachern so gehaßte und verleumdete Pegida da? Wie muß man im Nachhinein die Willkommenspartys bewerten? Wie den Umgang mit Kritikern und Widersassen, die ihre Warnungen und ihren Widerstand teuer bezahlen mußten? Wie das Verhalten der deutschen Regierung?

Zeitgleich mit der *Welt* brachte der *Spiegel* (44/2015) einen langen Artikel gegen die »Rechtspopulisten«, die angeblich »Wut und Haß« und sogar »Gewalt« schüren, Titel: »Die enthemmte Republik«, inklusive einer Schurkengalerie mit Götz Kubitschek, Jürgen Elsässer und Björn Höcke. Darin ist von einer »virtuellen Welt der Rechten« die Rede, womit mehr oder weniger behauptet wird, daß der ganze unterstellte »Haß« und die »Wut« offenbar keinerlei Ursachen hätten als einen pathologischen »Haß«- und »Wut«-Virus, der sich aus irgendeinem mysteriösen Grund in den Köpfen dieser »Rechtspopulisten« ausgebreitet hat.

Ununterbrochen ist in dem Artikel von »Haß« und »Hetze«, »Haß« und »Hetze« und abermals »Haß« und »Hetze« die Rede, wie ein zischendes, dampfendes Mantra, als schrieben hier Exorzisten über Teufel – nicht einmal mehr über Besessene, die man immerhin noch heilen und befreien kann. Wer aber den vom *Spiegel* ausgeblendeten Teil der Wirklichkeit sieht, muß zu dem Schluß kommen, daß es gerade dieses Blatt und seine Kollegen sind, die »Wut« und »Haß« schüren: wer derart »ungehemmt« lügt, hetzt, verdreht, schwindelt, verschleiert, verzerrt, und dabei noch in der Maske des Friedensengels und des moralisch Überlegenen auftritt, darf nicht erwarten, daß ihm dafür auch noch freundlich begegnet wird. Wer Menschen, die sich ihre Alltagserfahrungen und ihre Wahrnehmungen nicht ausreden lassen wollen, ununterbrochen als Verbrecher, ethisch Defekte, pathologische Haßkranke beschimpft, und sich unterdessen nach Kräften mitschuldig an den Zuständen macht, gegen die die Verleumdeten protestieren – der wird auf die Dauer genau das erzeugen, was er haben will. Die Projektion ist also vollkommen: nicht nur der »Haß« und die »Hetze«, auch die Hemmungslosigkeit steht überwiegend auf der Seite des politisch-medialen Establishments. »Es gibt keine Vermittlung mehr«, schrieb Götz Kubitschek im Netztagebuch der *Sezession* am 10. November, »es gibt nurmehr Steigerungsformen der Enthemmung«. So dreht sich die Teufelsspirale weiter und weiter. Wann wird sie ihren Eskalationspunkt erreicht haben? ■

Literaturhinweise:

Akif Pirinçci: *Die große Verschwulung,* Waltrop und Leipzig 2015;

Anonymous Conservative (d.i. Michael Trust): *The Evolutionary Psychology Behind Politics,* Macclenny, Florida 2014;

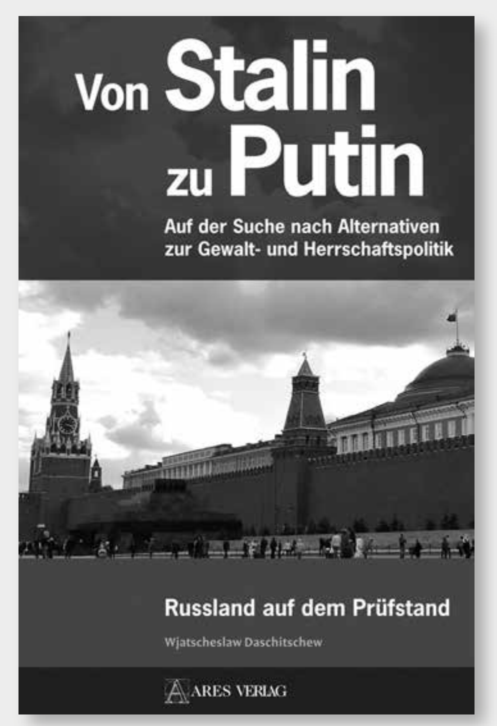
Heimito von Doderer: *Tangenten, Tagebuch eines Schriftstellers,* München 1964;

Ders.: *Repertorium. Ein Begreifbuch von höheren und niederen Lebens-Sachen,* München 1996;

Ders.: *Die Wiederkehr der Drachen. Aufsätze, Traktate, Reden,* München 1970;

Manfred Kleine-Hartlage: *Die Sprache der BRD,* Schnellroda 2015.

AKTUELL



ISBN 978-3-902732-33-0
Wjatscheslaw Daschitschew
VON STALIN ZU PUTIN
Auf der Suche nach Alternativen zur Gewalt- und Herrschaftspolitik
Russland auf dem Prüfstand
Aus dem Russischen übersetzt von Christina Brock
592 Seiten, Hardcover
€ 69,90

Wjatscheslaw Daschitschews Erfahrung mit dem Kommunismus war prägend für sein weiteres Leben. Später tätig unter anderem als Leiter der Abteilung „Internationale Politik" an der Russischen Akademie der Wissenschaften, waren seine Denkschriften maßgeblich für Gorbatschows Wende in Richtung deutsche Wiedervereinigung verantwortlich. Auch in seinem neuesten Buch erweist sich Daschitschew als unabhängiger Geist, sowohl der Politik Putins gegenüber wie auch der weltpolitischen Strategie der Vereinigten Staaten, denen er die Einkreisung Russlands vorwirft.



ISBN 978-3-902732-41-5
Jan Ganschow / Olaf Haselhorst
1815 – DIE BEFREIUNGSKRIEGE UND DAS ENDE DES NAPOLEONISCHEN ZEITALTERS
Vorgeschichte • Verlauf • Folgen
504 Seiten, S/W und farbig bebildert, Hardcover
€ 29,90

Von der politischen Vorgeschichte über den Verlauf der Befreiungskriege bis hin zur Friedensordnung von 1815 spannt das Buch den Bogen. Die Waffen und die Taktik im Zeitalter der Französischen Revolutionskriege werden ebenso behandelt wie die Entwicklung des Kriegsvölkerrechts, der Kunstraub auf Anordnung Napoleons, die Kriegsgräuel und die Erinnerungskultur späterer Zeiten bis hin zu den verbliebenen Mahnmälern. Gut hundert S/W-Abbildungen, darunter auch instruktives Kartenmaterial, runden die Darstellung ab.

ARES VERLAG
www.ares-verlag.com

»Fear« an der Schaubühne oder: Bubis wollen »Zombies« töten

von Andreas Lombard

Nicht nur plaudernd in seinen aktuellen Interviews läßt Falk Richter erkennen, daß er von Politik keine Ahnung hat. Auch auf der Bühne muß er es uns beweisen. Ein ganzes halbes Jahr, so behauptet er, habe er sich kundig gemacht, was es mit dem »ungehemmten« Haß auf sich habe, der jetzt in aller Welt sei. Er will ja schließlich mitreden und auch ein bißchen mitwarnen und -verurteilen. Dabei hat sich der Schreiberling verrannt. Beim monatelangen Rumdaddeln auf der Tastatur scheint Richter vor allem seine eigenen Vorurteile gemästet zu haben. Das Ergebnis kommt als Theaterstück daher, und in seinen Zutaten aus lauter echten Menschen, einem gläsernen Wachhäuschen, kakophonischer Orchestrierung und apokalyptischen Videosequenzen mag es das heutzutage auch sein. Zusammengerührt zur antibraunen Soße ergeben diese Zutaten aber nicht mehr als einen traurigen Offenbarungseid.

An Einfalt ist dieses Stück nicht mehr zu überbieten. Platons Esel, die in der Spätphase der Demokratie stolz auf der Straße einherschreiten, sind auf der Theaterbühne angekommen, wo sie ihr Torkeln für Tanz halten, ihr Gebrüll für Worte und ihre Instinkte für Gedanken. Zwei Stunden dauert dieses Agitprop-Stück, das – nein und abermals nein! – auch im Sinne des sozialistischen Realismus keine Kunst ist, vielmehr ein einziges hysterisches Denunziationsgeschwurbel, dem in seinem infantilen Vernichtungsübereifer alles zum Feind wird, was sich nicht brav der eigenen posthistorischen Gemütlichkeitsgeilheit einverleiben läßt. Nein, das ist nicht »Kunst als Waffe«, das ist die Waffel, die zu Farbbeutel und Brandsatz wird, das ist die subventionsgestützte, heuchlerische Vorstufe zur Barbarei, die als spießige Nabelschau daherkommt, in der jeder immer schon am Ziel seiner Wünsche angekommen sein könnte, wenn, ja, wenn nur alle ungestört labern, schlurfen, kiffen, mit jedem ein Kind machen und die Natur in die Stadt zurückholen dürften. Und wenn sie, ganz wichtig, den anderen – das sind wohlgemerkt alle, die anders sind – endlich die verdiente Kugel in den Kopf geschossen haben. Ich übertreibe kein bißchen.

»SIE HASSEN ALLES FREMDE!!! SIE TRAGEN ANGST IN DIE HERZEN DER MENSCHEN!!!«

Lautsprecherdurchsage im Theaterstück »Fear«

»Das Stück ist ein Fall für die Gerichte. Wir werden umfassend dagegen vorgehen.«

Beatrix von Storch über »Fear« (lt. Melanie Amann: »Konfliktlinie verschoben«; in: *Der Spiegel* 46/2015, S. 38)

»Fear« ist auch kein Dokumentartheater. Es ist durch und durch genau das, was es glaubt angreifen und vernichten zu müssen: Angst und Haß. Angst vor allen anderen und Haß auf alles andere, auf die Dunkelheit, auf die »Mächte der Finsternis«, auf das Böse schlechthin. Die beschränkten, arroganten Schluffis, die Richter in Serie produziert, sind natürlich viel zu aufgeklärt, als daß sie noch an die Ursünde glauben würden, aber sie sind nicht klug genug, ihre Idee der Gleichheit, die immer auch fürs Moralische gilt oder für gar nichts, nur ein einziges Mal auf sich selbst anzuwenden. Sie sind sich wirklich nicht zu blöde, das Böse nur in den anderen zu entdecken. Immer schön mit dem Finger auf die Faschos von der »Demo für Alle« zeigen, und schon muß jeder dran glauben, der's irgendwie verdient hat. Ist ja auch nicht schwer, seit das Bestmenschentum mit der Holocaustanklage und dem Antifaschismus unterm

Arm das moralische Schmarotzertum bis zum Sanktnimmerleinstag institutionalisieren darf, als selbsternannte Stellvertreterherrschaft der Opfer von einst – ein einziges intellektuelles Weltverbesserungsprogramm auf Hartz-IV-Basis sozusagen.

Der Feind, das ist auf ewig der Geist von »gestern«, der, wie auch Richter uns belehrt, schon an Weltkrieg I und II schuld war. Der Feind, das ist so gut wie alles. Der Feind reicht vom lauten Akif Pirinçci bis zur leisen Beate Zschäpe, von all den schlimmen Abtreibungsgegnern und Gender-Kritikern über die AfD und Pegida bis hin zum NSU, von Viktor Orbán, Gabriele Kuby und Horst Seehofer über Anders Breivik und das europäische Restchristentum bis hin zur ganz alltäglichen, rührigen, westlichen Kulturpflege – noch so eine nervige Neuauflage des Konservatismus.

Es leuchtet absolut ein, daß bei dieser Zusammenstellung nicht nur die Staatspräsidenten mit den Buchautoren und die Lebensschützer mit den Terroristen in einen Topf gehören, sondern daß die Schlimmste aus diesem bunten Teufelsstall eine gewählte, konservativ-libertäre Europaabgeordnete namens Beatrix von Storch mit ihren weiteren, genüßlich zitierten Vornamen Amelie, Ehrengard und Eilika ist, deren Großvater im Dritten Reich Finanzminister war. Diese von Richter so reflexhaft wie gedankenlos auch geistig gedeutete Genealogie führt vom Heute zurück ins Dritte Reich. Frau von Storch hat es nicht nur versäumt, den Anfängen zu wehren, sondern auch der Mitte und dem Ende. Das hat aber nicht einmal dem Autor selbst auf Anhieb eingeleuchtet, weshalb er sie in einer düsteren Nacht-und-Nebel-Inzest-Szene ihren Leib »zur Flügeltür hin öffnen« und sich ihrem Vorfahren hingeben läßt, was ja nichts anderes bedeutet, als daß die vorausgesetzte Infektion mit dem verworfensten Ungeist der Menschheitsgeschichte mindestens erneuert und die gebürtige Herzogin von Oldenburg als das freiwillige Opfer einer vermeintlich erblichen Kontamination auf der Bühne erst eingeführt werden muß.

Es geht fast ausschließlich um lebende Personen, die mit Klarnamen, Porträtfotos und in einem Fall auch mit ihrer Büroadresse zu Freiwild erklärt werden. Es geht um eine ganze Liste vornehmlich weiblicher Feinde, die auf der Bühne um die Namen und Porträts von Birgit Kelle, Hedwig Freifrau von Beverfoerde, Bettina Röhl, Erika Steinbach und Eva Herman ergänzt werden. Ihnen allen hat man auf den deutlich sichtbaren und ausreichend großen Fahndungsfotos die Augen ausgestochen, um den Zuschauern – welches Bedürfnis und welche Aufforderung mit auf den Weg zu geben? Die Rede ist von einer »kaputten Landschaft«, in der »diese grauenhaften Monster« als »Untote aus ihren Gräbern steigen« und »ihr Unwesen treiben«, von einer dieserart erfolgenden »Rezombiisierung des Abendlandes«, wobei man sich unwillkürlich fragt, was daran so schlimm ist, wenn dieselben Leute, die diese Entwicklung mit Krokodilstränen beklagen, dem kostbaren Abendland bei jeder anderen Gelegenheit in den Hintern treten.

Das Ensemble führt sich auf wie ein Haufen ungeliebter, vergessener und verwahrloster Kinder, die sich zu einer Bande zusammengerottet haben, um alle gemeinsam mit dem Hammer auf die letzten helfenden Hände einzuschlagen, die sich ihnen entgegenstrecken könnten. Sie selbst sehen überall »nur alte Leute«, »überfettete, stiernackige Männer« und »wenig junge Frauen«. Die Videoleinwand zeigt Feuer, Feuer und nochmal Feuer. Bevor dieses apokalyptische Weltbild in die Sprengung von Hochhäusern übergeht, wird unsere als unbeweglich und »wahnsinnig fett« beschriebene autochthone Bevölkerung, also wir selbst, mit einer derangierten, faul herumliegenden und Klebstoff schnüffelnden Ureinwohnerschaft Australiens in eins gesetzt, auf daß sich der vorgeblich zu bekämpfende Rassismus gegen die fremden und die eigenen Leute zugleich wende.

Als Krönung des Ganzen will die »schreckliche, adelige Krähe namens Hedwig« zusammen mit der angeblichen Hetzrednerin, Schwulen- und Ausländerhasserin Gabriele Kuby das Abendland in jenen »katholischen Angstzwangsapparat« zurückverwandeln, das es angeblich einmal war. Der Feind waltet offenbar so abgründig, so total und so vernichtend, daß sich plötzlich die Frage stellt: Wer hat hier eigentlich Angst vor wem und wovor? Psychoanalytisch gesprochen, feiert Richters Stück die bis zum Platzen aufgeblasene Bösartigkeit der anderen als heiß ersehnte Legitimation, das eigene nationalsozialistische Introjekt endlich von der



Leine lassen zu dürfen. Die inkriminierten Damen sind »Zombies«. Und »der Zombie stirbt nur, wenn man ihm direkt ins Gehirn schießt«. Das ist der sprechende Tiefpunkt des haßerfüllten Abends, der Hannah Arendts siebzig Jahre alte Frage, ob ein Holocaust mit einem Holocaust bestraft werden könnte oder sollte, auf seine eigene Weise beantwortet.

Die vielen »Zombies« sind Auferstandene, von denen man dachte, daß sie längst tot seien. Die Reden der sich selbst für rational und aufgeklärt haltenden Richterfiguren zielen auf »Diskursgräber des Rassenhasses und der Homophobie«, auf Geister, die, je untoter sie sind, desto gewaltsamer bekämpft werden müssen: »Wie töten wir Argumente, die längst schon gestorben sind?« Die dumpfe Rollenprosa geht über von einer fiktiven Kuby-Rede in die Bekämpfung des Ungeistes mit seinen ihm unterstellten ureigenen Mitteln, bis nicht mehr zu erkennen ist, wer da eigentlich »Faschistinnen und Faschisten« braucht und wer da eigentlich nach dem totalen Staat ruft, der allein alles wieder in den Griff kriegen würde. Die Verwirrung wird gesteigert, bis nicht mehr zu erkennen ist, ob die Guten noch die Guten oder am Ende selbst die Bösen sind. Daraus hätte ein Kunstgriff werden können.

Damit aber keiner vergißt, was zu tun ist, wird er sofort wieder kassiert, indem ein Laubbläser die Fotos der Angeklagten in die Ecke fegt, die als »Monster« und »Dämonen« sich »verpissen« und »unter die Erde zurückkehren« sollen. Konklusion: Die selbsternannten Ankläger, die all den »Selektionsfanatikern« den Schaubühnenprozeß machen, outen sich als kreischende Hysteriker einer noch viel größeren, noch viel radikaleren und noch viel gerechtfertigteren Selektion. Ist ja auch irgendwie logisch, daß man Menschen, die »Angst erzeugen«, »Haß säen« und andere »Menschen vernichten«, selber vernichten muß, bevor der Joint aufgeraucht ist. Noch in der Premierennacht vom 25. auf den 26. Oktober brannte das Auto von Beatrix von Storch und etwas später auch das von Hedwig Freifrau von Beverfoerde. Zuletzt folgte ein Anschlag auf das Abgeordnetenbüro von Storchs.

Eine der Titelideen für das Machwerk jenes Theaters, das einst eine wahre Schaubühne für das Präzise, Tiefe und Schöne war, lautete »Häßliche, hassende Frauen«, eine andere »Die Herzogin von Oldenburg«, denn sie, so dachte sich Richter erklärtermaßen, habe das größte Potential für eine »dramatische Figur«. In Wahrheit hat sie einfach den größten politischen Erfolg. Zu Richters scheinästhetischer Mitteilung aber gackert ein Huhn und lacht das Publikum. Schließlich sitzt also in einer nächtlichen Phantasie Frau von Storch am Schreibtisch des Reichsfinanzministers Ludwig Graf Schwerin von Krosigk und zählt ihre Spendengelder, die sie selbstverständlich an jenem Fiskus vorbeischmuggeln will, der die mordgeilen Bubis von der Schauprozeßbühne ernährt. Wollüstig fordert von Storch den Geistkörper ihres Großvaters auf, in sie einzudringen: »Der kalte, eisige Hauch der Selektion weht durch das Schloß von Oldenburg«, und da ist es natürlich ein einziger »Horror!«, diese Frau am Prenzlauer Berg auf offener Straße zu treffen.

Ein kluger Mann sagte mir dieser Tage, daß er nichts von dem Vorwurf der geistigen Brandstiftung halte; für ihn zählten Straftaten und sonst nichts. Um so dringlicher stelle sich aber die Frage, warum dieselben Leute, die proselytenmacherisch immerzu die »geistige Brandstiftung« anprangern, damit durchkommen, sich selbst unter Berufung auf die Freiheit der Kunst aus der Affäre zu ziehen; noch dazu, während auf ihre deutlichen Worte unmittelbar die von der Presse kaum beachteten Untaten folgen. Eine gute Frage. Ich denke, es kann kein Zweifel mehr bestehen, daß der steuerfinanzierte exterminatorische Furor so schnell wie möglich von der Bühne auf die Straße überspringen soll, daß nicht etwa lange, sondern kurz und gründlich gefackelt werden soll – feige, mit schwarzer Strickmaske, im Schutz der nächtlichen Dunkelheit und mit anschließendem Bekennerhohn im Internet, der nicht einmal zur Abmahnung führt. Es macht

einfach vielzuviel Spaß, immer nur die anderen zum Gesichtzeigen aufzufordern, die ja so dumm sind, es auch zu tun und ihre mutige Einheitstat für das Ende der Geschichte zu halten.

In Wahrheit ist Falk Richters Stück »Fear« das zeitgemäße Dokument des panisch phantasierenden und delirierenden Posthistoire, einer Zeit, in der es die gesellschaftliche Wirklichkeit, auf die sich die »häßlichen, hassenden Haßpredigerinnen« mit welchen streitbaren Meinungen auch immer beziehen, überhaupt nicht gibt oder, wenn doch, dann nur in Gestalt der angeklagten Seherinnen, die irgendeine kostbare Friedhofsruhe stören wie das Barometer, das den kommenden Sturm ankündigt, den vollendeten Genuß des lauen Sommerabends stört. In diesem immer schon befriedeten, hedonistischen, mit erneuerbaren Energien wie mit sprudelnden Steuergeldern bis zum Jüngsten Tag versorgten Arkadien ist das einzige wirkliche Problem der Zombie. Er erinnert sehr an die Femen, die aber natürlich nicht gemeint sind.

In dieser theoretisch heilen Welt ist das wirkliche Problem nicht die millionenfache Abtreibung, nicht die schulische Frühsexualisierung, nicht die niedrigste Geburtenrate der Welt, nicht die größte Flüchtlingswelle der neueren Geschichte, nicht der bevorstehende Finanzcrash des Westens, nicht der in Krieg und Bürgerkrieg versinkende Nahe Osten, nicht der beginnende globale Verteilungskampf um Wasser, Nahrung, Energie und Rohstoffe, auch nicht die Kriegslust, die Europa wieder heimsucht, und schon gar nicht ist es die Frage, wie es uns allen mit ein, zwei oder drei oder noch mehr Millionen Flüchtlingen gehen wird, von denen gegenwärtig niemand weiß, wer sie im einzelnen sind, was sie im einzelnen von uns wollen oder erwarten und wo sich Hunderttausende von ihnen gerade aufhalten.

»Fear« ist selbst nur ein Dokument der Angst gewisser selbstvergessener Sektierer, von der Geschichte überrollt oder – besser gesagt – zwischen zwei Fronten hoffnungslos aufgerieben zu werden. Auf der einen Seite von Millionen Flüchtlingen, von denen sich kaum ein einziger für diese verpeilten und sich kaum noch reproduzierenden Manichäer interessieren wird, und auf der anderen Seite von dem unübersehbaren Erfolg einer politischen Bürgerbewegung, der die beschränkten Auftragskünstler nichts Vergleichbares entgegenzusetzen haben. Wobei sich Autochthone und Ausländer ganz gewiß auf beiden Seiten der kommenden Auseinandersetzungen wiederfinden werden … Wo aber sind denn die zwanzig- oder dreißigtausend Demonstranten FÜR Frühsexualisierung, FÜR die Homoehe, FÜR die Flüchtlingswelle, FÜR millionenfache Abtreibung, FÜR die weltweit niedrigste Geburtenrate der Deutschen, FÜR die Legalisierung der Leihmutterschaft oder FÜR den Niedergang des christlichen Abendlandes? Wo sind sie denn?

Wir haben sie bisher nicht gesehen, und wir werden sie auch in Zukunft nicht sehen. Außer rumnölen, abhängen und die neuen Volxfeinde denunzieren wissen diese Leute weder, was sie wollen, noch was sie wollen könnten, ganz zu schweigen von einem Programm, das noch irgendjemanden hinter dem Ofen hervorlocken würde, dem nicht zugleich ein Häuflein Staatsknete versprochen wird. Der arme Heiner Müller jedenfalls, mit dem die mordlüsternen Bubis im Geiste eine Flasche Whiskey trinken und die obligatorische Zigarre rauchen, Heiner Müller, der klarer und weiter gesehen hat als tausend Falk Richters zusammen, dieser Heiner Müller jedenfalls würde für eine solche Mischpoke nur ein müdes Lächeln übrig gehabt haben. Sie kann machen, was sie will. Eine Zukunft hat sie nicht, und das allein macht sie so wütend.

»Zuhause, ich weiß gar nicht, was das ist, noch weniger als Heimat«, lautete einer der ersten Sätze dieses Abends. Als er zu Ende war, fragte ich ohne Umschweife eine ältere Dame, ob das Stücklein ihr gefallen habe, und zwar so, daß sie meine Meinung mühelos erraten konnte. Es hatte ihr durchaus gefallen. Aber kaum hatte ich sie angesprochen, lächelte sie unsicher und wollte nicht Ja sagen und nicht Nein. Fast unmerklich nickte sie mit dem Kopf, während sie ihn zugleich ein wenig hin und her drehte. Plötzlich wußte sie nicht mehr, auf welche Seite sie sich schlagen sollte. Wortlos ging sie weiter und verschwand. ■



*Zombies nicht nur an der Schaubühne: Figuren in einer weiteren Trash-Komödie (*Dead Snow, *Norwegen 2009)*

C.G. Jung und die deutsche Seele

von Lore Waldvogel

In den Geisteswissenschaften herrscht beredtes Schweigen, der Name Carl Gustav Jung ist kaum präsent: antimodern, mystisch, völkisch, gnostisch – um nur einige der Vorwürfe zu nennen. Was wahrscheinlich noch viel schwerer wiegt ist, daß Jung Adolf Hitler nicht als Psychopathen, sondern als mystischen Medizinmann und als Sprachrohr des kollektiven Unbewußten der Deutschen bezeichnete – denen er übrigens einen ausgewachsenen Minderwertigkeitskomplex attestierte. Dieser sei das Resultat einer geographisch bedingten inneren Zerrissenheit zwischen Ost und West und der vergleichsweise späten Entwicklung eines nationalen Bewußtseins – nachdem Engländer und Franzosen die Kolonien bereits unter sich aufgeteilt hatten. So erklärte Jung am Vorabend des Zweiten Weltkriegs, im Oktober 1938, dem amerikanischen Auslandskorrespondenten H.R. Knickerbocker die Seelenlage der Germanen. (»Diagnosing the Dictators«, in: *C.G. Jung Speaking*). Und nun habe wieder ihr alter Gott, der Sturm- und Brausegott Wotan, von ihnen Besitz ergriffen. Der schien »wirklich nur geschlafen zu haben im Kyffhäuser, bis die Raben ihm Morgenluft meldeten«. Wotan sei offenbar, trotz Christianisierung, eine nicht totzukriegende »Grundeigenschaft der deutschen Seele, ein seelischer ›Faktor‹ irrationaler Natur, eine Zyklone, welche den kulturellen Hochdruck abbaut und wegreißt«. Nietzsches Dionysos: eigentlich nichts anderes als eine Chiffre für Wotan, bewußt oder unbewußt. Der rastlose Wanderer, der große Zauberer, der Entfessler der Leidenschaften, der immer dann »wiederkommt, wenn der Christengott sich als zu schwach erweist«, er sei – das habe man wohl vergessen – »eine germanische Urgegebenheit, ein wahrster Ausdruck und eine unübertroffene Personifikation einer grundlegenden Eigentümlichkeit insbesondere des deutschen Volkes«, schreibt Jung in seinem berüchtigten Wotan-Aufsatz im Jahr 1936. Enthusiastisch warb Knickerbocker für die Thesen des Schweizer Nervenarztes und fand, er sei der Einzige, der wirklich verstünde, was in Deutschland vor sich ging.

»Wer sich in seinem Denken an der Natur orientiert, der denkt richtig.«

Jung, *Face to face*

Die darauf folgenden apokalyptischen Ereignisse schienen Jungs Vorahnung zu bestätigen. Nach Kriegsende war er es, der auf der absoluten Kollektivschuld aller deutschen Volksangehörigen insistierte. Nur durch die Begegnung mit den eigenen seelischen Abgründen, dem »Schatten«, sei eine Genesung denkbar – das könnte aber noch 100 Jahre dauern. Deutsche Bürger, die behaupteten, sie wußten von nichts, in Buchenwald mit Schrumpfköpfen und anderen Horror-Exponaten zu konfrontieren, fand Jung genau richtig. Als Deutsche müßten sich ausnahmslos alle, sogar die Widerstandskämpfer, mit ihrem kollektiven Unbewußten auseinandersetzen und ihre Schuld eingestehen (»The Post-War Psychic Problems of the Germans«, in: *C.G. Jung Speaking*). Heute wissen wir, daß die in Buchenwald ausgestellten Lampenschirme aus Menschenhaut schon damals eine Fiktion waren, daß Greuelpropaganda fester Bestandteil der britischen Kriegsführung ist und daß Jung von 1941 bis 1945 als »Agent 488« für die

amerikanische Office of Strategic Services (OSS), den Vorläufer der CIA, arbeitete (Deirdre Bair: *C.G. Jung. Eine Biographie*). Seine Äußerungen über die Deutschen sind also mit Vorsicht zu genießen, und man könnte heute durchaus den Standpunkt vertreten: Geschieht diesem Oberpriester der Integrität und der authentischen Lebensführung ganz recht, wenn er in der Versenkung verschwindet – wenn da nicht so viele andere wertvolle Gedanken wären, die unter anderem Goethe und die deutsche Romantik in die moderne Psychologie hinüberretteten. Ein alternativer Ansatz wäre alchemistisch und damit auch jungianisch: Schädliches in sein Gegenteil verwandeln.

Wie könnten wir uns von Jung die Heilung dessen, was wir in Ermangelung eines besseren Begriffs »Volksseele« nennen wollen, zurückholen, die uns das von ihm propagierte Kollektivschuld-Dogma bis heute verwehrt? Dank des von Jung hochgeschätzten Paracelsus, des Begründers der Giftkunde, wissen wir ja: *ubi malum, ibi remedium*. Das hatte er wahrscheinlich von den Kräuterhexen. Die kannten noch die wirklich wissenswerten Naturgesetze, zum Beispiel: daß man häufig neben der Giftpflanze im Wald auch gleich die das Gegengift enthaltende Heilpflanze antrifft.

Seelenverlust, Trauma, Dissoziation

Eine Frage, die man gleich zu Anfang stellen könnte, wäre, ob die Volksseele überhaupt noch da ist. Angesichts des seelenlosen Erscheinungsbildes der BRD – egal wo man hinschaut: Politik, Architektur, Geistesleben, Volkskultur – erscheint die Frage durchaus berechtigt. Fast alle Naturvölker kennen den Begriff des Seelenverlusts, der als eine der größten Gefahren für den Menschen und Ursache für viele Krankheiten gilt. In Jungs Schriften ist diese Vorstellung sehr präsent – viel mehr als der bei Freudianern geläufigere Begriff des Traumas, der seelischen Verletzung. Zu behaupten, daß Jung mehr auf das Seelenverständnis der Naturvölker als auf das Theoriegebäude Sigmund Freuds gab, wäre keineswegs übertrieben. Beide Begriffe versuchen, ein einschneidendes, als seelische Gewalt erlebtes Schockerlebnis zu erfassen, das sich nachhaltig auf die psychische und körperliche Gesundheit auswirkt und die Lebenskraft einschränkt. Natürlich wäre die physische Zerstörung der Heimat durch flächendeckenden Bombenterror ein solches Erlebnis, ebenso wie die gewaltsame Entwurzelung aus der angestammten Heimat, nicht zu vergessen die gewaltsame Teilung des Landes mittels einer Betonmauer und die nach Kriegsende verabreichten Erniedrigungen, die man uns bis heute wohldosiert in die geistige Nahrung mischt.

Im Grunde handelt es sich beim Seelenverlust um den Verlust von Kraftquellen. Während Schamanen von Krafttieren und Schutzgeistern sprechen, die einen Menschen aus verschiedenen Gründen verlassen können, spricht die moderne Psychologie von »Dissoziation«. Seelenteile oder Anteile der Persönlichkeit spalten sich ab und sind dem Bewußtsein nicht mehr zugänglich. Man geht davon aus, daß es sich dabei zunächst um eine Überlebensstrategie der Psyche handelt, die aber, wenn sie sich nicht korrigiert, zu Krankheit führen kann. Der Schamane hilft dem Kranken mit Gesängen und Ritualen, sich an die Krafttiere zu erinnern, sie zu visualisieren und zu bitten, wieder zurückzukommen. Die analytische Psychologie bietet verwandte Techniken an, bei Jung wäre das die »aktive Imagination« und das Auffinden einer »heilenden Fiktion«: Das erst 2009 veröffentlichte, aufwendig illustrierte *Rote Buch* ist Dokument seiner eigenen Selbstheilung und Selbstwerdung, die nach seinem Bruch mit Freud vonnöten war.

»Wenn Dinge, die bewußt sein sollten, es nicht sind, findet Dissoziation statt: Der Mensch verliert seinen Kopf.«

Jung, *Face to face*

Die Therapeutin Sandra Ingerman, die im Grunde denselben Ansatz vertritt wie Jung, ist im Laufe ihrer therapeutischen Arbeit zur Erkenntnis gelangt, daß das von Freud empfohlene »Erinnern und Durcharbeiten« wenig Heilung verspricht, solange man das traumatische Erlebnis in den Vordergrund der Betrachtung stellt. Stattdessen hilft sie ihren Patienten, sich aktiv an das eigene Wesen zu erinnern, sich die eigene Natur bewußt zu machen, sich heilende Geschichten zu erzählen und verlorene Seelenanteile wieder einzusammeln. Die Tatsache, daß wir uns im öffentlichen Diskurs gar nicht fragen dürfen, wer wir eigentlich sind und was uns ausmacht, ist so besehen eigentlich kriminell. Ziel der wohl immer noch anhaltenden »Re-education« ist ja, daß wir unserer Volksseele abschwören

»Unser ursprüngliches, wahres Wesen wurde vergessen und ersetzt durch Projektionen, die uns von Familie, Vorgesetzten und Autoritäten auferlegt werden. Also helfe ich den Menschen, sich daran zu erinnern, wer sie wirklich sind (…). Es ist unser Geburtsrecht, uns seelisch vollständig ausdrücken zu dürfen. Ein Leben ohne Sinn ist gleichbedeutend mit Verzweiflung.«

Sandra Ingerman, *Soul Retrieval*

und aufhören, wir selbst zu sein, also so zu sein, wie wir als Volk und als Angehörige dieses Volkes, das ja eine historisch gewachsene Größe ist, naturgemäß nun einmal sind. Daß dieses Vorhaben zum Scheitern verurteilt ist, ist aber eigentlich auch klar. Einer tausend Jahre alten Eiche kann man schließlich nicht einfach einreden, sie müsse ab jetzt eine Quitte sein. Auf persönlicher Ebene würde eine derartige Umerziehung zwangsläufig in die Neurose führen, die nach Jung nämlich dann eintritt, wenn einem die »Selbstwerdung« verwehrt wird, wenn man nicht seiner inneren Wahrheit gemäß leben darf oder man es sich selbst nicht gestattet.



Ludwig Fahrenkrog: Der Väter Land (Öl, 1920)

Aktive Imagination und heilende Fiktion

Daß uns mit dem Ende des zweiten Weltkriegs offensichtlich Kraftquellen verlorengegangen sind – viele Volksangehörige waren so verzweifelt, daß sie Selbstmord begingen –, wird niemand ernsthaft in Frage stellen. Daß wir die jetzt dringend wieder benötigen, um uns den aktuellen Herausforderungen zu stellen, liegt eigentlich auch auf der Hand. Daß durch die »Re-education« ein großer Teil des Volkscharakters aus dem Bewußtsein verdrängt wurde, wird auch niemand anzweifeln. Wenn wir also postulieren, daß so etwas wie Seelenverlust auf kollektiver Ebene stattgefunden hat, müssen wir als nächstes auch der unangenehmen Tatsache ins Auge sehen, daß unsere natürlichen Selbstheilungskräfte, etwa durch Schöpfen aus geistigen Kraftquellen, die die Hervorragendsten unserer Ahnen der Volksgemeinschaft hinterlassen haben, dadurch behindert werden, daß die diskursive Realität von einem masochistischen – aus einem anderen Blickwinkel: sadistischen – historischen Narrativ beherrscht wird. Das müßte Jung wohl auch einsehen, wenn er noch am Leben wäre.

Daß dieses Narrativ uns manipulierbar und erpreßbar macht und nicht nur Deutschland schadet, sondern ganz Europa, hat jüngst der amerikanische Autor Colin Liddell in seinem Essay zur Notwendigkeit der moralischen Aufrüstung Deutschlands hervorgehoben. Es ist eigentlich völlig offensichtlich, daß sich ein einseitiges Schuldnarrativ auf Dauer schlecht als identitäts- und sinnstiftender Mythos eignet und daß ein enger Zusammenhang bestehen muß zu den gravierenden politischen Fehlentscheidungen, einem dramatischen Geburtenrückgang und einer allgemeinen Zunahme von Depressionen. Die Art und Weise nämlich, wie man

sich seine eigene Herkunft erzählt, hat enorme psychische Konsequenzen – das wird heute auch von Psychologen anerkannt, die sich auf die Therapie von »Kriegsenkeln« spezialisiert haben, etwa Sabine Bode. Sie empfehlen ihren Patienten, ein positives Narrativ zu entwickeln, sich an die Errungenschaften ihrer Vorfahren zu erinnern, sich trotz physischer Entwurzelung imaginäre Wurzeln und Kraftquellen zu erschließen. Da Kriegsenkel-Therapeuten beim individuellen Schicksal ansetzen, aber nicht die Autorität besitzen, das übergeordnete Narrativ in Frage zu stellen, können sie im Jungschen Sinn nicht als echte Heiler in Erscheinung treten. Gerade Jung hat ja im Gegensatz zu Freud mit Nachdruck betont, daß die historischen Umstände, in die ein Mensch hineingeboren wird, die »historischen Dominanten«, das individuelle Bewußtsein ganz entscheidend prägen und beeinflussen.

Die historisch bedingte Seelenlage des Kollektivs wirkt sich also auch immer auf das Einzelschicksal aus. Der wirklich kollektiv wirksame mystische Heiler ist nach Jung Schamane, Arzt und Künstler zugleich, seine Aufgabe ist die psychische und physische Heilung der ganzen Gruppe, und meistens sucht er sich diese Rolle nicht aus, sondern wird von höheren Kräften – der Natur – dazu auserkoren. Es ist erstaunlich, daß diese Kriegsenkelspezialisten eher geneigt sind, die aus der psychoanalytischen Shoah-Forschung stammende Theorie der Vererbung von Traumata zu übernehmen und mit Patienten kraftspendende Familiengeschichten zu entwickeln, als sich die Frage zu stellen, welche katastrophalen Auswirkungen ein übergeordnetes, völlig einseitiges historisches Narrativ haben könnte, das obendrein nicht einmal angezweifelt werden darf. Es wird nichts helfen, wir müssen unsere Phantasie ankurbeln: ein neues Narrativ muß her. Colin Liddell hat in seinem Text ja darauf hingewiesen, daß ein gemäßigteres, objektives historisches Narrativ schon völlig ausreichen würde. Wie Jung betont, kann »der Mensch (…) seine Nichtigkeitserklärung nicht für immer hinnehmen. Irgendwann kommt es zu einer Gegenreaktion. Ein sinnentleertes Leben erträgt der Mensch nicht« (Jung, *Face to Face*). Das war als Kritik an der Moderne formuliert, aber es läßt sich problemlos auf unsere Situation übertragen. Und es müßte doch auch im Interesse der sogenannten Sieger sein, daß die Gegenreaktion gemäßigt ausfällt.

»Der Arzt muß der Natur als Führerin folgen und was er dann tut, ist weniger Behandlung als vielmehr Entwicklung der im Patienten liegenden schöpferischen Keime.«

Jung, GW XVI, 44

A propos: anders als in Deutschland ist die Phrase »controlling the narrative« in den USA in Politik und Medien sehr geläufig. Wie jede PR-Abteilung weiß, muß man eine Geschichte so erzählen, daß sie die eigenen Interessen bedient, und zwar bevor sie jemand anders anders erzählt. Uns Deutschen mag diese Haltung aufgrund eines kulturell tief verankerten und besonders ausgeprägten Wahrhaftigkeitsstrebens natürlich völlig fremd und unsympathisch sein, aber das darf uns nicht davon abhalten, zu erkennen, daß andere Völker, zumal jene, die einen Vorteil aus unserer Niederlage ziehen, ein anderes Verhältnis zur Wahrheit und zum »storytelling« haben. Und sich natürlich unsere Geschichte so erzählen, daß sie ihnen Kraft spendet, wenngleich auf unsere Kosten.

Coda

C.G. Jungs Beschreibungen des deutschen Charakters und der deutschen Seele sind auch insofern mit Vorsicht zu genießen, als Jung sich nach seinem Bruch mit Freud zunehmend dem Druck ausgesetzt sah, sich zu rechtfertigen und sich vom nationalsozialistischen Deutschland zu distanzieren. Man könnte auch vermuten, daß ihm als Schweizer, der in einem reformierten Pfarrhaus großgeworden war, der dionysische Zug im Germanischen tatsächlich nicht ganz geheuer war. Aber nicht nur in Bezug auf »Seelenverlust« bietet Jungs Werk interessante Impulse: Auch seine Zeitkritik ist immer wieder eine Bereicherung – insbesondere seine Kritik an der Moderne, einschließlich der modernen Kunst, und am materialistischen Wissenschaftsbegriff. Ebenso interessant ist seine von großer Wertschätzung geprägte Beschäftigung mit vormodernen und außereuropäischen Kulturen, bei gleichzeitigem Wissen darum, daß eine Heilung der europäischen Zivilisation nicht durch Rückgriff auf das I Ging oder die Upanishaden, sondern nur aus einer Besinnung auf verschüttete Denktraditionen in der eigenen Kultur erfolgen kann. Bei all dem besonders einnehmend ist die ihm eigene Bescheidenheit, die auch sein Selbstverständnis als Arzt prägte. ■

Literaturhinweise:

Deirdre Bair: C.G. *Jung. Eine Biographie,* übers. v. Michael Müller, München 2005;

Sabine Bode: *Kriegsenkelkinder. Die Erben der vergessenen Generation,* Stuttgart, zuletzt 2015;

Sandra Ingerman: *Soul Retrieval. Mending the Fragmented Self,* New York 1991, S. xii;

Jung, Das Rote Buch, hrsg. v. Sonu Shamdasani, Düsseldorf 2009;

C.G. Jung: »Wotan« (1936) in: GW X, S. 203–218;

Jung-Interview mit John Freeman, BBC, London 1959;

William McGuire, R.F.C. Hull (Hrsg.): C.G. *Jung Speaking: Interviews and Encounters,* London 1980;

Colin Liddell: »Die Notwendigkeit der moralischen Wiederbewaffnung Deutschlands«, dt. Übersetzung auf *Sezession im Netz,* Eintrag vom 27. April 2015, abrufbar unter http://tinyurl.com/osqrvqn/.

Das »Slawische Epos« des Malers Alphonse Mucha

von Erik Lehnert

Auch wenn das deutsch-tschechische Verhältnis durch die brutale Vertreibung der Sudetendeutschen nachhaltig gestört ist, nicken wir doch hin und wieder anerkennend, wenn sich Prag dem Allmachtanspruch der EU wenigstens verbal widersetzt. Dieses widerständige Bewußtsein war lange Zeit eine der wenigen Säulen einer tschechischen Identität, die sich seit dem Dreißigjährigen Krieg ohne staatlichen Schutz behaupten mußte. Deshalb gab es seit dem 19. Jahrhundert, als nationales Bewußtsein auch die Tschechen ergriff, zahlreiche Versuche, die eigene Tradition zu stärken, um so aus der Vergangenheit einen aktuellen Anspruch auf einen eigenen Staat zu entwickeln. Einen dieser Versuche hat Alphonse Mucha (1860–1939) unternommen, er ist vor allem als dekorativer Jugendstilkünstler bis heute weltweit bekannt. Ausgerechnet sein Hauptwerk aber, das »Slawische Epos«, geriet in Vergessenheit.

Dieses Epos besteht aus zwanzig großformatigen Gemälden, deren Ausmaße ziemlich einschüchternd sind. Die größten haben eine Fläche von sechs mal acht Metern, die »kleineren« messen immerhin noch vier mal fünf Meter. Über die Reihenfolge der Bilder ist man sich uneins, da Mucha die Bilder nicht chronologisch gemalt hat. Allerdings ist sicher, daß das Epos mit dem Gemälde »Die Slawen in ihrer Urheimat« (1912) beginnt. Es ist eines der Bilder, das sich der allgemeinslawischen Überlieferung widmet. Muchas Vision von dieser Urheimat, die irgendwo östlich des Dnjepr liegt, ist ziemlich düster. Wir sehen im Vordergrund zwei angstvoll blickende Gestalten, die sich offenbar mühsam vom Ackerbau ernähren, während im Hintergrund Reiterhorden brandschatzen. Alles wird überkrönt von einem heidnischen Gott und dem bestirnten Himmel.

Ebenso sicher ist, daß Mucha das Epos mit der »Apotheose aus der Geschichte der Slawen« (1926) enden läßt. Dieses Bild hat er zuletzt gemalt, und er nimmt darin Bezug auf die aktuelle Geschichte. Ein slawischer Jüngling, der von Christus gesegnet wird, umschirmt mit seinen weit geöffneten Armen die Erfüllung der slawischen Geschichte, die sich in der Entstehung der slawischen Nationalstaaten und deren Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zeigt. Im hellen Teil des Bildes, in der Mitte, finden wir Männer und Frauen in Trachten, die verschiedene Stämme repräsentieren. Im Hintergrund sind die Fahnen der siegreichen Alliierten zu erkennen, die die k.u.k. Monarchie zerschlagen haben. Gegrüßt werden diese Sieger von Frauen mit Lindenzweigen, ein Hinweis auf die slawische Tradition. Diese findet sich auch an den dunklen Rändern, den dunklen Seiten der Vergangenheit.

Zwischen diese beiden Bilder hat Mucha einerseits Ereignisse gestellt, die für die Geschichte und das Selbstverständnis der Slawen allgemein von Bedeutung sind; zum anderen hat er Daten aus der tschechischen Geschichte ausgewählt, die er als entscheidend für deren Nationwerdung ansah.

Die allgemeinslawischen Themen stehen in chronologischer Reihenfolge: In der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts wurden die späteren Heiligen Cyril und Methodius engagiert, um die Bibel ins Altkirchenslawische zu übersetzen. Methodius mußte sich in Rom deshalb verteidigen und kehrte dann ins Großmährische Reich zurück, um sein Werk zu vollenden. Diese Situation zeigt das Gemälde, das damit die slawische Sprachgemeinschaft thematisiert. Direkt daran schließt das nächste Gemälde an: Nach dem Tode des Methodius, der Erzbischof von Mähren geworden war, zog der mährische Herrscher seine Unterstützung für die slawische Übersetzung des Neuen Testaments zurück und vertrieb die Mitarbeiter aus Mähren. Der bulgarische Zar Simeon, der einen Ruf als Gelehrter hatte, gab ihnen Zuflucht und ermutigte sie, ihre Arbeit fortzusetzen.

Das chronologisch folgende Bild zeigt das »Fest des Gottes Svantovit«, der als viergesichtiger Gott die Geschicke der auf Rügen seßhaften Ranen lenkte. Deren Heiligtum befand sich in der Jaromarsburg (Kap Arkona), die 1168 von den Dänen eingenommen wurde, woraufhin die Slawen christianisiert wurden. Mucha deutet diesen Kampf zwischen Slawen und Germanen mit den herabstürzenden Wölfen Odins im linken oberen Rand des Bildes an.

Einen Sieger zeigt das nächste Bild, das den serbischen Zaren Stefan Uroš IV. Dušan 1346 am Tag seiner Krönung in Skopje inmitten von Mädchen in serbischer Volkstracht zeigt. Dieser Zar führte nicht nur das serbische Reich zu einmaliger Blüte, sondern entwickelte auch ein Gesetzbuch, das als vorbildlich galt. Jenseits der Chronologie liegt der Berg Athos, das Zentrum der orthodoxen Kirchen, insbesondere der griechischen, und damit wichtig für das religi-

Apotheose der Slawen für die Menschheit (1926)

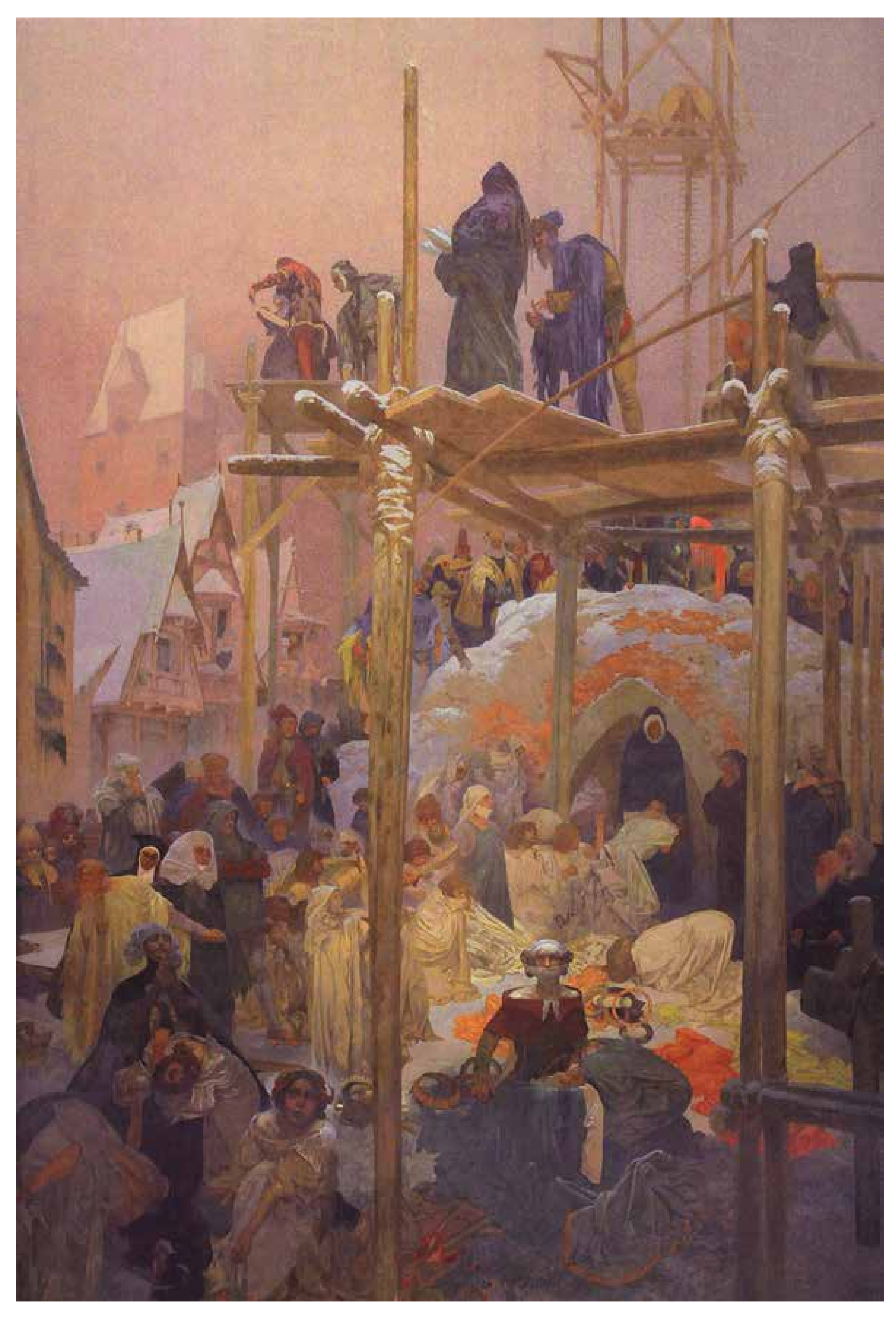
Nach der Schlacht bei Grunwald (1924)



Das Fest des Svantovit, *Ausschnitt (1912)*



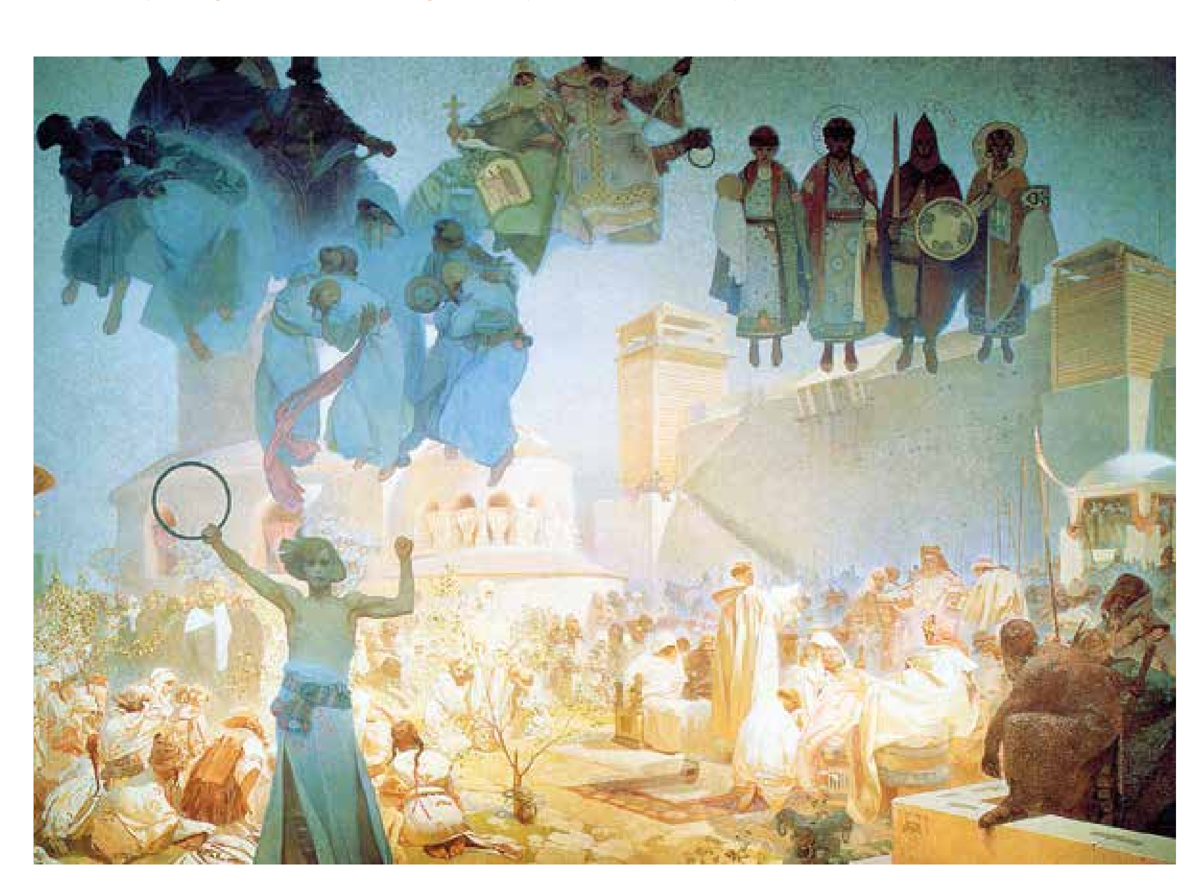
Zar Simeon von Bulgarien – Morgenstern slawischen Schrifttums (1923)



▲ *Johann Militsch von Kremsier (1916)*

▲ *Die Krönung des serbischen Zaren Stefan Dušan zum oströmischen Kaiser,* *Ausschnitt (1926)*

▼ *Die Einführung der slawischen Liturgie im Großmährischen Reich (1912)*



öse Selbstverständnis der Südslawen. Mucha hat diesen heiligen Berg selbst besucht und malt ihn als religiöse Mitte der orthodoxen Slawen.

Die Schlacht bei Grunwald/Tannenberg darf natürlich auch bei Mucha nicht fehlen. Hier unterlag 1410 ein Heer von Deutschordensrittern den vereinigten Polen und Litauern, woraus insbesondere die Polen bis heute ihre Ansprüche auf das Land ableiten. Aber auch Niederlagen sind für Mucha traditionswürdig. Er hat die erfolgreiche Belagerung der ungarischen Stadt Szigetvár durch die Türken 1566 ausgewählt, weil sich dabei trotz der Niederlage der unbändige Wille zur Selbstbehauptung zeigte: Die Verteidiger unter Nikola Zrinski (und seiner Frau!) starben lieber als sich zu ergeben. Der aufreibende Kampf schwächte die Türken so sehr, daß sie nicht weiter nach Europa vordringen konnten.

Ein etwas weniger eindeutiges Ereignis ist die Abschaffung der Leibeigenschaft in Rußland, die Zar Alexander II. 1861 veranlaßte. Mucha war, obwohl er die Russen als große slawische Nation betrachtete, von der Rückständigkeit der dort herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse entsetzt. Dementsprechend ist sein Bild, das das Ereignis thematisiert, kein Jubelbild, sondern von der Unsicherheit geprägt, mit der die Bauern diese neue Freiheit mißtrauisch betrachten. Damit endet die Folge der allgemeinslawischen Überlieferung.

Bei der tschechischen Geschichte konzentriert sich Mucha auf die Zeit, als Böhmen zu einem Hort des Widerstandes gegen die katholische Kirche wurde. Das erste Gemälde zeigt jedoch den vor dieser Zeit liegenden Höhepunkt böhmischer Macht: König Ottokar II. aus dem tschechischen Geschlecht der Přemysliden, der bis zu seinem Tod 1278 eine Machtfülle entwickelte, die nie wieder ein Tscheche erreichen sollte. Sein Reich erstreckte sich über Österreich bis ans Mittelmeer – ein Orientierungspunkt, den Mucha nicht übergehen konnte.

Es folgen acht Gemälde, die sich mit Jan Hus, seinen Vorläufern und den Konsequenzen seines reformatorischen Impulses beschäftigen. Mucha stellt damit zweifellos den Kern der tschechischen Identität dar, ihren gegen weltliche und religiöse Mächte verteidigten Eigensinn, der identitätsstiftend wirken soll. Den Auftakt macht Johannes Milicius, der noch vor Hus gegen den Klerus agitierte und sein Leben den Armen widmete. Dann folgt Jan Hus, den Mucha als Prediger vor einer Menschenmenge darstellt. Nach seinem Tod waren seine Anhänger schwerer Verfolgung ausgesetzt, was dazu führte, daß man sich außerhalb der Städte versammelte. Eine dieser Zusammenkünfte fand 1419 bei Křížky in der Nähe von Prag statt. Mucha hat das Bild so angelegt, daß der Betrachter in den dunklen Wolken die kommenden Hussitenkriege erahnen kann.

Daraus hat Mucha die Schlacht auf dem Vitkov-Hügel (heute in Prag) gemalt. Nicht als Schlachtgemälde, sondern als Ruhe nach der Schlacht: Der siegreiche Hussitenführer Jan Žižka wird von der Sonne bestrahlt. Gleich das nächste Gemälde konterkariert diesen blutigen Sieg, indem Mucha dort den Pazifisten Peter von Cheltschitz zeigt, der sich um die Opfer der Hussiten kümmert. Mit der nächsten Person, Georg von Podiebrad, hat Mucha wieder eine für die tschechische Geschichte bis heute wichtige Figur ausgewählt. Er war einer von zwei Nichtkatholiken auf dem böhmischen Königsthron und behauptete sich gegen die katholische Kirche.

Dann wendet sich Mucha der Geistesgeschichte zu, wenn er die in der Tradition von Hus stehenden Böhmischen Brüder zeigt, wie sie an einer tschechischen Übersetzung des Neuen Testaments arbeiten. Die Macht des Wortes konnte erst der Dreißigjährige Krieg brechen, als



Kaiser Ferdinand II. als König von Böhmen nach der Schlacht am Weißen Berg bei Prag 1620 eine Rekatholisierung betrieb. Daß auch diese Niederlage dem tschechischen Nationalbewußtsein nichts anhaben konnte, macht Muchas letztes Bild in diesem Zusammenhang deutlich, das den mährischen Theologen Comenius im holländischen Exil zeigt, in das er als Böhmischer Bruder fliehen mußte.

Das letzte Bild der tschechischen Serie verläßt die Überlieferung aus dem Umkreis von Jan Hus und zeigt den »Eid der slawischen Jugend« als ein zeitübergreifendes Ereignis, bei dem sich unter der Linde, dem heiligen Baum der Slawen, und mit dem Segen der Göttin Slavia die Jugend der Gegenwart mit der aus mythischer Vergangenheit die Hände reicht. Vorbild für Mucha war wohl die »Omladina«, eine tschechische Jugendorganisation aus den 1890er Jahren, die eine wichtige Rolle für die nationale Erweckung der Tschechen spielte. 1894 wurde die »Omladina« von den Österreichern zerschlagen; ihre Anführer wurden als Geheimbündler zu hohen Haftstrafen verurteilt.

Praktisch ist Mucha mit seinem Versuch, den Tschechen mit diesen symbolistisch überladenen Bildern ein nationales Rückgrat einzuziehen, gescheitert. Gegenüber den Ereignissen der Geschichte seit 1918 sind die Bilder bedeutungslos gewesen. Sie wurden nur selten gezeigt (gegenwärtig sind sie noch im Prager Messepalast, einem Teil der Nationalgalerie, zu sehen) und konnten durch ihre Nachdenklichkeit, der aller Heroismus fremd war, die Nationwerdung nicht beeinflussen. Wäre es anders gewesen, dürfte sich auch das Schicksal der Sudetendeutschen anders gestaltet haben. ■

Unterhalb des Staates

von Benedikt Kaiser

Ist es im globalen politischen System möglich, Enklaven zu bilden, die auf alternativen Herrschafts- und Wirtschaftsmodellen fußen und der Konzeption des klassischen Nationalstaates entgegengesetzt sind? Den Versuch einer Antwort auf die Frage postnationalstaatlicher Ordnung unternimmt Michael Wolffsohn, der bis 2012 als Professor für Neuere Geschichte an der Münchner Bundeswehruniversität wirkte. In seiner jüngsten Veröffentlichung *Zum Weltfrieden* rät er zu einem System aus Föderalismen, das akute Krisen – etwa die weltpolitisch besonders bedeutsame in Palästina – aufheben oder zumindest eindämmen könnte. Dieser Fall verdient schon deshalb Beachtung, weil jedes Krisenmanagement herkömmlicher Art bei solch festgefahrenen Konflikten versagte. Ebenfalls verknüpft mit dem Terminus »Föderalismus« ist die gegenwärtige Projektionsfläche linksrevolutionärer Träume nach dem neuen Anlauf für eine befreite Gesellschaft unterhalb eines Staatswesens: Rojava (kurdisch für »Westen«, gemeint sind die kurdischen Gebiete Syriens). Dort, also je nach Blickwinkel: in Westkurdistan oder in Nordsyrien, versucht sich die undogmatische kurdische Linke derzeit unter dem Schlagwort »Demokratischer Konföderalismus« am Aufbau einer staatsfernen Gesellschaft von unten. Dieses konföderal-autonomistische Konzept, das auf den PKK-Gründer Abdullah Öcalan zurückgeht, kann Signalwirkung auf den gesamten Nahen und Mittleren Osten ausüben – und gegebenenfalls darüber hinaus.

Daß die praktische Umsetzung des theoretischen Revolutionsprojektes zumindest in den drei nordsyrischen kurdischen Kantonen Afrîn, Kobanê und Cizîrê derzeit überhaupt angegangen werden kann, geht auf den »Ordnungszerfall« (Volker Perthes) zurück, der den konfliktträchtigen Mittleren Osten momentan – folgenschwer für die Region, aber auch für Europa – mit aller Härte trifft. Die nationalstaatliche Ordnung der arabisch-nahöstlichen Welt entstand nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und der Auflösung des Osmanischen Reiches; die Grundlagen schuf das britisch-französische System Sykes-Picot mit seiner Ignoranz gegenüber tribalen, ethnischen und religiösen Verhältnissen. Nun steht dieses staatliche Gefüge kurz vor dem Kollaps, die drei »Schlüsselländer der arabischen Welt« (Haluk Gerger), Syrien, Irak und Ägypten, werden von einer Barbarisierungsspirale heimgesucht – ein Umstand, der besonders das traditionell multiethnische und multireligiöse Syrien darben läßt, das unter der Ägide des säkularen Präsidenten Baschar al-Assad bei allen zweifellos vorhandenen Widersprüchen doch einen erfolgreichen und in breiten Schichten populären Stabilitätsanker darstellte.

Man muß diese von außen – von den sunnitischen Golfstaaten, der Erdoğan-Türkei und westlichen Geheimdiensten – entfesselte und bis heute subventionierte »vorsätzliche Zerstörung Syriens« (Karin Leukefeld) als Teil eines geopolitischen Ringens um die Neuordnung des Nahen Ostens zwischen – grosso modo – amerikanischen und russischen, sunni-

»Syrien … ein arabisches Land, wo die Kirchenglocken fast gleichzeitig mit dem Ruf des Muezzins läuten. Wo die katholischen und orthodoxen Kirchen hier und dort neben Moscheen stehen. Wo die alte jüdische Synagoge vor wenigen Jahren restauriert wurde. (…). Auch das ist Syrien, aber wird es das auch noch in der Zukunft sein, nachdem es von den ›demokratischen Bomben‹ der NATO und ihren einheimischen Söldnern befreit worden ist?«

Enrico Vigna: *Die Kirchen im Orient,* S. 17

tischen und schiitischen Kräften ansehen, das gerade für die circa 30 Millionen Kurden unverhoffte Handlungsspielräume öffnet.

Kurdistan ist gleich vierfach geteilt, die Siedlungsgebiete erstrecken sich auf türkisches, iranisches, irakisches und syrisches Staatsterritorium, wobei in Syrien – obwohl dort nur 1,5 Millionen Kurden leben – zunächst die wichtigste Schlacht der kurdischen Bewegung im besonderen und für die geostrategische Konfliktsituation im allgemeinen geschlagen wird, da, wie der türkische Politikwissenschaftler Haluk Gerger akzentuiert, »dieses Land (…) das historische, politische und geistige Zentrum des arabischen Nahen Ostens ist«. In Syrien liegt etwa die überwiegend kurdische Stadt Kobanê; bisweilen standen Dutzende Kamerateams auf einem Hügel in der Türkei, von dem aus der IS-Vormarsch rund um diese Grenzstadt live in europäische Wohnzimmer übertragen wurde. Bis dato verband man mit der in Deutschland verbotenen Arbeiterpartei Kurdistans (PKK) und deren verbündeten Kräften – in Syrien sind das vor allem die Partei der demokratischen Einheit (PYD), die Volksverteidigungskräfte (YPG) sowie deren Frauenverbände (YPJ) – vorwiegend Anschläge auf meist türkische Personen und Einrichtungen. Seit dem Fanal von Kobanê, das das geographische und strategische Zentrum des mittleren der drei territorial nicht miteinander verbundenen syrisch-kurdischen Kantone darstellt, gelten die kurdischen Kräfte als wirkmächtigste Truppe gegen neofundamentalistische Allianzen vom Schlage IS und dem Al-Kaida-Ableger Nusra-Front.

»Die Lösung der kurdischen Frage muß daher in einem Ansatz zu finden sein, der die kapitalistische Moderne schwächt oder zurückdrängt. Historische Gründe, soziale Besonderheiten und aktuelle Entwicklungen sowie die Tatsache, daß sich das Siedlungsgebiet der Kurden über die Territorien von vier verschiedenen Ländern erstreckt, machen eine demokratische Lösung unverzichtbar. Darüber hinaus krankt der gesamte Mittlere Osten an einem Demokratiedefizit. Dank der geostrategischen Lage des kurdischen Siedlungsgebietes versprechen erfolgreiche kurdische demokratische Projekte, die Demokratisierung des Mittleren Ostens im Allgemeinen zu beschleunigen. Wir wollen dieses demokratische Projekt Demokratischer Konföderalismus nennen.«

Öcalan: *Demokratischer Konföderalismus,* S. 19f.

Abgesehen davon, daß der stärkste und unerbittlichste Feind der sunnitischen Terroristen die seit Oktober von russischen Luftschlägen gestützte syrische Armee ist, haftet dem staatslosen Rojava-Experiment der Makel an, seine bloße Existenz den USA zu verdanken. Denn es waren US-Angriffe auf IS-Nachschubwege und die amerikanische Unterstützung für zur Hilfe eilende Peschmerga-Kämpfer aus Südkurdistan (Nordirak), die Kobanê vor dem Fall retteten. Der letzte Schritt auf dem Weg zur Stabilisierung der Front gegen den IS waren also jene kurdischen Milizen, die gerade nicht beim Rojava-Aufbau beteiligt sind, diesem gar kritisch bis feindlich gegenüberstehen. Denn Rojava ist fest mit der Ideenwelt des PKK-Serok Abdullah Öcalan verbunden, dem viele irakische Kurden unter anderem aufgrund ihrer weiterhin feudal ausgerichteten Stammesgesellschaft oppositionell gegenüberstehen. Treibende Kraft sind PKK-Sympathisanten, deren Kaderpartei bis zur Jahrtausendwende eine marxistisch-leninistische Formation war und zum Ziel hatte, einen zentralistischen kurdischen Nationalstaat zu schaffen. Soweit bewegte sich die kurdische Befreiungsbewegung im Rahmen des herkömmlichen Nationalstaatsgedankens. Der auf der Gefängnisinsel Imralı inhaftierte Öcalan begann jedoch bereits ab 1999 – geschult am US-amerikanischen libertären Theoretiker Murray Bookchin – die Idee des »Demokratischen Konföderalismus« (auch: »Demokratischer Kommunalismus«) auszuarbeiten, die dem Staat als solchem grundsätzlich eine Absage erteilt, also auch dem potentiell kurdischen Nationalstaat.

Grundthema der Öcalan-Anhänger in Rojava und anderswo ist daher nicht die Schaffung einer kurdischen Nation, sondern die Selbstverwaltung der Individuen in einer anzustrebenden nichtkapitalistischen, ökologischen, »geschlechtergerechten« Gesellschaft ohne Allmacht des Staates. Der Begriff der Konföderation bezieht sich dabei auf die Zusammenarbeit autonomer Entitäten unterhalb eines Staatswesens, im konkreten Fall Rojavas also der drei Kantone. Diese werden momentan von den PKK-nahen YPG/YPJ und kleineren verbündeten Milizen kontrolliert und militärisch gesichert. Rojava wird von Damaskus geduldet, zumal dort lebende Assad-loyale Minderheiten (überwiegend Angehörige der christlichen assyrischen, armenischen, chaldäischen und aramäischen Volksgruppen) durchaus effektiv vor den Nachstellungen islamistischer Terroristen geschützt sind. Ohnehin ist es diese überkonfessionelle, überethnische Komponente, die das aktuelle Westkurdistan-Projekt vom marxistisch-zentralistischen Befreiungsnationalismus der »alten« PKK des Kalten Krieges scheidet. Im »Gesellschaftsvertrag von Rojava« wird allen ethnischen, sozialen, kulturellen und nationalen Gruppen völlige Gleichberechtigung zugesagt; Ziel sei die völlig freie Entfaltung eines jeden Individuums innerhalb eines auf Freiwilligkeit beruhenden pluralistischen Gebildes, das kein Staatswerdungsprojekt sein soll. Derartige Ideen erinnern nicht zufällig an die im Kommunistischen Manifest formulierte Marx-Engels-Utopie der »Asso-

ziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist.« In der Assoziation wird dann nicht regiert wie in einem peu à peu abzuschaffenden Nationalstaat, sondern, so die Theorie Öcalans, konsensorientiert »selbstverwaltet«, was auch Güterverteilung und die Eigentumsfrage betrifft.

»An die Stelle der Regierung über Personen tritt die Verwaltung von Sachen und die Leitung von Produktionsprozessen. Der Staat wird nicht ›abgeschafft‹, er stirbt ab.«

Lenin: *Staat und Revolution,* S. 47

Bis zum Absterben des Staates ist es jedoch ein langer Weg, und die ersten praktischen Schritte Rojavas werden aktuell in Form von basisdemokratisch gewählten Straßen-, Block-, Stadt- und Gemeinderäten gestaltet. Seit 2014 wird der radikaldemokratische »Gesellschaftsvertrag« als Handlungsanweisung gelesen: Anders als im bisherigen syrischen Nationalstaat soll es mehrere Amtssprachen geben, alle Einwohner Rojavas sind



gleichberechtigt, es gibt Frauenquoten und Diskriminierungsverbote. Gefängnisse sind gemeinsame Resozialisierungsanstalten, staatliche Kräfte wie die Polizei sind formal abgeschafft, und eine Sicherheitskraft kann jedes Gesellschaftsmitglied sein. Der Aufbau erfolgt über Räte von unten nach oben, wobei »oben« relativ ist, da stark egalitäre Züge jeder möglichen Hierarchisierung, auch jeder Ethnisierung des Sozialen, entgegenwirken sollen. Ökonomisch favorisiert wird eine gegenkapitalistische Vision, wobei aufgrund des derzeitigen nichtkonfrontativen Vorgehens etwa der (größtenteils arabisch dominierte) Großgrundbesitz nicht angetastet wird.

Es ließen sich noch derlei mehr antikapitalistische, feministische, basisdemokratische und ökologische Forderungen auflisten: Allein, der »Gesellschaftsvertrag von Rojava« und die Aura, die ihn umgibt, erinnern bereits jetzt zunehmend an eine säkularisierte heilsgeschichtliche Utopie vom Paradies auf Erden. Und in der Tat geraten auch deutschsprachige Linke – von einigen Ausnahmen abgesehen – ins Schwärmen für dieses »Menschheitsprojekt«. Übersehen werden dabei knallharte Fakten: Die heterogene kurdische Bewegung ist, auch wenn sie sich antinationalistisch aufstellen möchte, eine dezidiert kurdisch-identitäre Angelegenheit, die den regelrechten Führerkult um Öcalan auch in der derzeitigen syrisch-irakischen Ausnahmesituation betreibt. »Gerade in den großen Krisen sind deshalb charismatische Persönlichkeiten gefragt, die eine bewegende Stimmung des Aufbruchs erzeugen können«, wußte der 2012 verstorbene marxistische Theoretiker Robert Kurz zu vermelden, und Rojava ist hierfür gerade keine Ausnahme. Zudem gibt es erste Berichte von Aktivisten von Human Rights Watch, die darauf hinweisen, daß es mit der Errichtung des herrschaftsfreien Utopias nicht weit her ist: kurdische PYD-Gegner werden willkürlich inhaftiert, und die regimegegnerischen, antiautoritären linken Revolutionäre sind dabei – so der Vorwurf –, ein autoritäres Regime zu installieren.

»Der Demokratische Konföderalismus bietet keinen Platz für jegliches Streben nach Hegemonie. Dies gilt besonders für den Bereich der Ideologie. Hegemonie ist ein Prinzip, dem üblicherweise der klassische Zivilisationstypus folgt. Eine demokratische Zivilisation lehnt hegemoniale Macht und Ideologien ab. (…) Im Demokratischen Konföderalismus brauchen Leitungsinstitutionen keine ideologische Legitimation. Daher müssen sie auch nicht nach Hegemonie streben.«

Öcalan: *Demokratischer Konföderalismus,* S. 30

Auch wenn Öcalan behauptet, der Demokratische Konföderalismus sei nicht nur jenseits des Staates zu denken, sondern auch antihegemonial, so wissen die Rojava-Revolutionäre mit Antonio Gramsci, daß es gelte, die Mehrheit der Menschen zu erreichen, d.h. die Hegemonie über die Gesellschaft zu erlangen, um diese zu revolutionieren. Nicht umsonst gibt es in Rojava ideologischen Unterricht. Daß aber nicht jeder Mensch sein Bewußtsein und seine Existenz »revolutioniert« sehen möchte, sollte zumin-

dest jedem mit realistischem Menschenbild klar sein. Und selbst der linke Politikwissenschaftler Stefan Bollinger gibt grundsätzlich zu bedenken, »daß die revolutionäre Beglückung eines anderen Volkes (…) ebenfalls auf Dauer zerstörend wirkt« – ein Einwand, der besonders bei einem multiethnischen Gefüge wie Rojava Gültigkeit besitzt, da sich das Gros der Einwohner entlang ethnischer und konfessioneller Identitäten gruppiert.

Die Hegemonie der Räteherrschaftsbefürworter in den kurdischen Kantonen Syriens entspringt ferner einer von den derzeitigen Kooperationspartnern gebilligten Führungsfunktion; sie beruht zwingend auf Zustimmung, also auf Konsens seitens derer, auf die sie sich erstreckt. Hegemonie ist ja nach Gramsci gerade die ständige Bedingung für die Machtausübung und politische Führung auf konsensualer Grundlage; der italienische Intellektuelle plädierte in der Theorie für den konstanten Stellungskrieg, der in der Zivilgesellschaft beginne. Genau das vollzieht sich praktisch in Rojava. Übertragen auf die konkrete Lage bedeutet dies, daß die Hegemonie der Kurden in Rojava legitimiert ist. Was passiert aber, wenn die Krisenursachen – etwa der IS – als gemeinsame Bedrohung aller Ethnien und Konfessionen in Nordsyrien wegfallen? Wie verhält sich die herrschende Schicht Rojavas – und das sind allen Floskeln zum Trotze die Kurden – gegenüber »Abweichlern«, die den langwierigen Gesellschaftsaufbau des Demokratischen Konföderalismus nicht mittragen wollen? Werden die Kurden dann selbst »imperialistisch«, und zwar in dem Sinne, auf Hegemonieverfall mit Dominanzgebaren zu reagieren? Der Folterbericht der Menschenrechtsaktivisten birgt Anlaß zur Sorge.

Der eventuelle Kollaps des IS sowie ähnlicher Milizen und der Sieg Assads wäre ebenfalls projektgefährdend, denn der syrische Staat wird auf Dauer keine expliziten gegenstaatlichen Strukturen in einem Landesteil dulden können, der 60 Prozent der Weizenproduktion aufbringt und deshalb als die Kornkammer Syriens gilt. Dabei hätte es Assads Staat selbst in der Hand: Ein Entgegenkommen gegenüber dem kurdischen Bevölkerungsteil würde den ideologischen Hardlinern bei den mehrheitlich apolitischen Menschen die Zustimmung rauben. Die Einstellung jedweder Arabisierungsversuche und Diskriminierung wäre Pflicht, eine integrierende »höhere Idee« des Staates sollte wieder gefunden werden, die Abwendung vom Zentralismus der regierenden Baath-Partei müßte föderale Strukturen und konsequente nationalkulturelle Autonomie für Kurden und andere beinhalten. Ausgerechnet der jungkonservative Philosoph Edgar J. Jung könnte für diesen Ansatz Pate stehen. In seinem Opus magnum befürwortete er föderale Elemente zur Aufhebung ethnischer Konflikte in einem konkreten Raum. Großstaaten, so Jung, könnten nur bestehen und die produktiven Kräfte aller in ihnen lebenden Völker entfesseln, »wenn in den engeren Lebensgemeinschaften das Leben ungehindert emporblüht«.

Mit Jung gesprochen müßte in einem künftigen Syrien die Reibungsfläche zwischen den einzelnen Ethnien und Konfessionen so klein wie möglich gehalten sein; dafür wäre sogar eine These Öcalans heranzuziehen, die Etablierung föderaler, allen Kurden offenstehender Strukturen im Iran, in der Türkei, in Syrien und im Irak gemeinschaftlich anzugehen. Diese Art Föderation wäre dann nicht antistaatlich, sondern verliefe »unterhalb des Staates«. Verzichten müßten in diesem Falle die Verfechter des Demokratischen Konföderalismus auf den Anspruch, eine Weltalternative erfunden zu haben und von Rojava aus Stück für Stück der Erde zu erfassen und zu »konföderieren«. Immerhin zeigen sich mittlerweile von dieser Vision auch dynamische politische Gruppen in Südamerika oder Katalonien angezogen. Und bei dem eingangs erwähnten Michael Wolffsohn fehlt zwar die antikapitalistische Schlagseite, aber auch er sieht in einem neuen Föderalismus ein »Zauberwort« für verschiedene räumlich-politische Konstellationen von Palästina bis Großbritannien. Für Kurdistan bringt er – wie Öcalan – die Bildung vier föderaler kurdischer Gebilde ins Spiel, die in einer Konföderation uniert, aber ihren eigentlichen Staaten (Irak, Iran, Syrien, Türkei) nicht amputiert würden. Es ginge also auch unterhalb des Staates, nicht nur gegen ihn, ohne dessen Dialektik aus Schutz und Gehorsam allgegenwärtiges Chaos herrschte; daher bleibt gerade im Nahen und Mittleren Osten der Staat als Idee auch weiterhin eine »kluge Veranstaltung zum Schutz der Individuen gegeneinander« (Friedrich Nietzsche). ■

»Ungeachtet einer notwendigen Vereinheitlichung des Rechtes kann die Selbstverwaltung kleiner Räume nicht weit genug gehen, kann der Verfassungsgesetzgeber die Selbständigkeit der Teile kaum zu weit treiben. Je freiheitlicher und unmittelbarer die Demokratie, desto echter und gesunder.«

Edgar J. Jung: Die *Herrschaft der Minderwertigen,* S. 361.

Literaturhinweise:

Stefan Bollinger (Hrsg.): *Linke und Nation. Klassische Texte zu einer brisanten Frage,* Wien 2009;

Dietmar Dath zu W. I. Lenin: *Staat und Revolution,* Hamburg 2012;

Frank Deppe: *Der Staat,* Köln 2015;

Anja Flach u.a. (Hrsg.): *Revolution in Rojava. Frauenbewegung und Kommunalismus zwischen Krieg und Embargo,* 2. Aufl., Hamburg 2015;

Haluk Gerger: *Widerstand im Nahen Osten!,* Frankfurt a.M. 2012;

Edgar J. Jung: *Die Herrschaft der Minderwertigen. Ihr Zerfall und ihre Ablösung durch ein Neues Reich* (Nachdruck der 3. Aufl., Berlin 1930), Toppenstedt 2013;

Ismail Küpeli (Hrsg.): *Kampf um Kobanê. Kampf um die Zukunft des Nahen Ostens,* Münster 2015;

Robert Kurz: *Der Tod des Kapitalismus. Marxsche Theorie, Krise und Überwindung des Kapitalismus,* Hamburg 2013;

Harald Neubert: *Antonio Gramsci: Hegemonie – Zivilgesellschaft – Partei. Eine Einführung,* Hamburg 2001;

Volker Perthes: *Das Ende des Nahen Ostens, wie wir ihn kennen. Ein Essay,* Berlin 2015;

Enrico Vigna: *Die Kirchen im Orient und die syrische Regierung,* Frankfurt a.M. 2014;

Michael Wolffsohn: *Zum Weltfrieden. Ein politischer Entwurf,* München 2015.

Lorenz Jäger und die Theologie des Weltbürgerkriegs

von Stefan Scheil

Läßt sich sagen, worum es »eigentlich« in den weltpolitischen Auseinandersetzungen der letzten 250 Jahre ging? Gibt es eine Verbindung zwischen der Vorgeschichte der Französischen Revolution im achtzehnten und den Predigten amerikanischer Neokonservativer für immer neue Offensiven des Westens – gegen wirkliche oder eingebildete Feinde – zu Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts? Trägt irgendein dauerhaftes Motiv auch durch die Ära der Weltkriege zwischen 1914 und 1945? Einerseits hat es an politisch-historisch-philosophischen Versuchen nicht gefehlt, diese Fragen zu beantworten. Andererseits hat sich diese Fragestellung immer als schwer zugänglich erwiesen, empirisch nicht zu ermitteln und dann zu esoterisch, jedenfalls für die meisten der vorgeschlagenen Lösungswege. Der Umfang des Problems verhindert eine eindeutige Antwort.

In dieser Lage läßt sich aus der Not eine Tugend machen. Dies jedenfalls mag sich Lorenz Jäger gedacht haben, als er seine kleine Werkreihe zum Thema konzipiert und drei Bände vorgelegt hat: *Das Hakenkreuz – Zeichen im Weltbürgerkrieg* (2006); *Hinter dem Großen Orient – Freimaurerei und Revolutionsbewegungen* (2009); *Unterschied. Widerspruch. Krieg. – Zur politischen Theologie jüdischer Intellektueller* (2013). Mit in diese Reihe gehört auch der schmale, autobiographisch orientierte Beitrag über die eigenen *Prägungen* (2013), denn ganz ohne Verständnis des Jägerschen Lebenslaufs erschließen sich weder Motiv noch Gedankengang jener sämtlich im Wiener Karolinger-Verlag erschienenen Bände. Vorwiegend feuilletonistisch-assoziativ, ausdrücklich »nicht als materialistische Geschichtsschreibung« und trotzdem voller überraschender Details gibt Jäger in ihnen luzide Antworten von einiger Tragweite.

Jäger ist promovierter Soziologe und Germanist, langjähriger Redakteur im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und seit 2014 der Leiter von deren Ressort Geisteswissenschaften. Intellektuell gesehen ist er zudem das, was man in der Bundesrepublik landläufig als »68er« bezeichnet, mithin als Denker mit einer linksgerichteten Sozialisation ausgestattet. In deren Rahmen ist er allerdings nicht stehengeblieben; er hat die zunehmenden Routinen und die öden Nachwehen von »68«, die heute das Geistesleben der BRD prägen, nicht akzeptiert. Zeitweise trug ihm dies den Ruf ein, mit »konservativem« Denken zu liebäugeln, einen Eindruck, den er 2011 im hauseigenen Blatt mit einem aufsehenerregenden Beitrag unter der Überschrift »Adieu Kameraden« zurückwies (*Sezession* 45). Er sei »Gutmensch«, ließ Jäger wissen, sich demonstrativ zum polemischen Feindbild stilisierend. Bei näherem Hinschauen hat Jäger – auch nach eigenem Eingeständnis – nicht die sogenannte Neue Rechte verabschiedet, sondern eine Form der deutschen Neocons, wie sie sich in Teilen der etablierten deutschsprachigen Publizistik findet.

»Die Idee des Konservativen, die dahintersteht, ist aus drei Elementen begründet: aus dem Kapitalismus in seiner fragwürdigsten Form – einer von gesetzlichen Umweltauflagen weitgehend befreiten Industrie –, aus einer kämpferischen Idee des ›Westens‹ und aus seiner Frontstellung gegen den Islam im globalen Kulturkonflikt.«

Lorenz Jäger: *Unterschied, Widerspruch. Krieg,* 2013

2006 erschien Jägers Abhandlung über das Hakenkreuz. Es sei ein »vorpolitisches Symbol«, das mit staatlichen Grenzen oder Staatsideen zu-

nächst nicht zu verbinden sei. Weil es »unverbraucht« gewesen sei, habe es zum Symbol des ganz neuen, rassistisch ausgerichteten nationalsozialistischen Staates werden können. Was an dieser Stelle noch klingt wie eine originelle Designidee des politischen Nationalradikalismus, hat dann aber sehr wohl eine Kulturgeschichte. Jäger setzt Heinrich Schliemann an diesen Anfang der Neuentdeckung des Hakenkreuzes. In der neueren Literatur kaum noch erwähnt, fand Schliemann bei seinen Ausgrabungen in Troja auch Tausende von kleinen Gegenständen, die das »Swastika« trugen. Unter Berufung auf die Forschungsmeinungen kompetenter Indologen zog Schliemann den Schluß, es mit einem arischen Urzeichen zu tun zu haben. Er war über diese zeitlich-graphische Brücke nach Asien und in ferne Zeiten begeistert, ließ sich alle Funde dieser Art zeigen und räumte dem Hakenkreuz in seiner Altersresidenz einen prominenten Platz ein. Das war kein politischer Akt, aber es zeigte die Attraktivität des Symbols und weckte auch bei anderen das Forschungsinteresse an diesem Gegenstand. Man wurde aufmerksam auf Hakenkreuze am Sarkophag des antiken germanisch-römischen Feldherrn Stilicho, auf eine hakenkreuzverzierte vandalische Speerspitze aus dem sechsten Jahrhundert und auf Funde in weiteren Erdteilen und Kulturen.





Die Symbolik war also keiner bestimmten Kultur und Ethnie zuzuordnen. Es war ein »weltweites Zeichen«, das »nur Babylonier, Ägypter und Juden nicht oder kaum gebraucht zu haben« scheinen – und, so muß man ergänzen, auch Christen nicht. Die Attraktivität des Zeichens am Ende des 19. Jahrhunderts war demnach lange durch die Altertumsforschung und die Indologie vorbereitet worden, rationale Kräfte, wie man meinen könnte. In einer lockeren Reise durch die Überlieferung führt Jäger dann jedoch durch die privaten Aufzeichnungen und Werke von Rudyard Kipling, der Theosophin Madame Blavatsky, Ludwig Klages, Alfred Schuller, Rainer Maria Rilke und anderen, die dieses Zeichen verwendet haben. Jäger zieht die Verbindung zur Wissenschaft als Ursache für die Attraktivität ausdrücklich, stellt aber fest, daß das Hakenkreuz eben keine rein rationalen Assoziationen weckte, sondern immer einen okkulten und mystischen Bezug behielt. Es deutet sich hier die Frontstellung an, in der das Hakenkreuz im Weltbürgerkrieg in Europa auftreten sollte: als Gegenpol zu jüdischen wie zu christlichen Traditionen und zu allen daraus entwickelten demokratisch-revolutionären Ansätzen.



Nun ist Jäger gewissermaßen in seinem Element, auf die scheinbaren Zufälligkeiten hinzuweisen, bei denen dieser Gegensatz schließlich auftrat. Der seinerzeit populäre Roman *Wiltfeber* (1912) landete bei der Suche nach einem gegenchristlichen und antijüdischen Symbol bereits beim Hakenkreuz, beim »ewigen Deutschen«, und wurde mit dieser Symbolik sowohl vom Nationalsozialisten Rosenberg wie von den jüdischen bzw. jüdischstämmigen Intellektuellen Franz Rosenzweig und Eugen Rosenstock-Huessy als bedeutend wahrgenommen. Jäger weist darauf hin, daß sich Rosenstocks radikale Ausführungen über das Judentum im Prinzip als die ins Positive gewendete Beschreibung aus dem Roman lesen lassen und zitiert diese Passage aus Rosenstocks Werk:



»Für den Juden allein gibt es keinen Zwiespalt zwischen dem höchsten Bild, das vor seine Seele gestellt ist, und dem Volk, in das sein Leben ihn hineinführt. Er allein hat die Einheit des Mythos, die den Völkern der Welt durch das Christentum verlorenging und verlorengehen mußte; mußte – denn der Mythos, den sie besaßen, war heidnischer Mythos, der sie, indem er sie in sich selbst hineinführte, von Gott und vom Nachbar wegführte.«

Es sind solche Passagen, die Jägers Abhandlung zu etwas Besonderem werden lassen. Die Nürnberger Rassegesetze stellten eine solche Eigentümlichkeit des Judentums fest und brachten jenen Aspekt auf den Punkt, der den deutschen Antisemitismus seit seinem Entstehen begleitet hatte. Die Judenfeindschaft war in diesem Sinn kein Ausdruck von Verachtung, sondern von Bewunderung und Angst vor einem Judentum, das man auf eigene Weise zum Vorbild nahm und übertreffen wollte.

Schließlich finden wir bei Jäger das Hakenkreuz bereits am ersten Kulminationspunkt des Weltbürgerkriegs: der russischen Oktoberrevolution. Die vom Autor herangezogenen Belege sind überaus originell. Wer hätte gedacht, daß die russische Zarenlimousine ein Hakenkreuz als Kühlerfigur besessen hat? Der Grund dafür bestand in der Vorliebe der Zarin

für dieses Zeichen, an dessen glückbringende Wirkung sie noch in der Inhaftierung festhielt und das auch ihre Tochter eigenhändig auf ihr Tagebuch gestickt hatte.

Nun war das Zarenreich auch der am stärksten antisemitisch und antidemokratisch ausgerichtete Staat unter den Großmächten dieser Zeit. Die Vernichtung der Zarenfamilie durch ein sowjetisches Erschießungskommando wurde von den ausführenden Tätern offenbar als eine Art göttlicher Racheakt betrachtet.

Die Kulturgeschichte des Hakenkreuzes ging mit der politischen Aufladung zu Ende. In der Kinoästhetik von Rockerfilmen und Teilen der Punk-Bewegung der 1970er Jahre tauchte das Zeichen noch einmal in provokatorischer Absicht auf. Dann sorgten die »Vergangenheitsbewältigung« und das Strafgesetzbuch dafür, daß sein Vorzeigen unter keinen Umständen mehr denkbar ist.

Was die Frühgeschichte des Weltbürgerkriegs und der Revolution von 1789 angeht, so griff Jäger sie bald unter einem anderen Aspekt auf, der nicht weniger heikel war. Er packte den Stier gleich im ersten Satz bei den Hörnern: »Der Deutsche, der von den Freimaurern hört, wird ›Verschwörungstheorie!‹ sagen, und abwinken.« Gerade die vom Freiheitspathos und dem Ideal der Offenen Gesellschaft geprägte Persönlichkeit hat den Gedanken an die eigene Manipulation durch geheime Parallelgesellschaften immer verworfen.

Als beredtes Beispiel bringt Jäger Georg Büchners Stück *Woyzeck* ins Gespräch; jene Stelle, an der Büchner den Protagonisten im Wahn überall die Freimaurer am Wühlen sehen läßt: »Es pocht hinter mir, unter mir« (Woyzeck stampft auf den Boden) »hohl, hörst du? Alles hohl da unten. Die Freimaurer!« Die Pointe der Geschichte folgt sogleich, denn derselbe Büchner brachte in *Dantons Tod* das Drama der französischen Revolution auf die Bühne – ohne darin die Freimaurer zu erwähnen. Jäger zitiert den französischen Außenminister aus dem Jahr 2003, aus dessen zum 275. Gründungsjahr der Freimaurerloge »Grand Orient« gehaltenen Rede mit einer Liste der berühmten Mitgliedernamen dieser Loge: Marat, Talleyrand, Le Chapelier, Condorcet, aber auch Sieyés, Guillotin, Desmoulins, Danton.

»Das ist fast schon das Personenverzeichnis von Büchners Drama. Gerade Woyzeck hatte also Recht behalten: Es war alles hohl, unterminiert, und da waren die Freimaurer.«

Lorenz Jäger, *Hinter dem Großen Orient,* 2009

An dieser Stelle treffen zwei bemerkenswerte Tatsachen zusammen. Der übergroßen Abneigung, in den Freimaurern irgendetwas anderes zu sehen als das Phantasieobjekt von Verschwörungstheoretikern, steht die Lautstärke entgegen, mit der bei vielen Gelegenheiten die prominente Gegenwart weltbekannter Personen und Freimaurer bei weltgeschichtlichen Ereignissen gefeiert wurde. Beides ist miteinander kaum vereinbar. Daß beides trotzdem unvermittelt nebeneinander existieren kann, berührt sowohl die alte Frage, inwieweit kleinere, prominent besetzte Organisationen tatsächlich Einfluß auf das politische Geschehen nehmen konnten, als auch den bereits erwähnten verbreiteten Widerwillen, diesen Einfluß als Möglichkeit in Betracht zu ziehen.

Natürlich ist es nicht leicht, den tatsächlichen Rang kleinerer *pressure groups* im historischen Ablauf zu bestimmen. Jäger läßt den »Grand Orient« als Teil der großen revolutionären Unternehmungen seit 1789 erkennbar werden. Dessen laizistisch orientierte Freimaurerei wirkte nicht nur im Frankreich dieses Jahres, sondern auch 1832, 1848 und 1870 und in der Französischen Republik seitdem. Verbindungen finden sich bis ins revolutionäre Rußland des Jahres 1917. Der erste nachrevolutionäre Premierminister Alexander Kerenskij war seit 1912 einer an den Idealen des »Grand Orient« orientierten Loge beigetreten, wie er in seinen Memoiren später selbst erklärte. Zwar hatte es russische Besonderheiten dieser Loge gegeben, von denen Kerenskij eine weitgehende Isolierung von ausländischen Einflüssen, den Verzicht auf viele Rituale und die Mitgliedschaft von Frauen nannte, aber insgesamt blieben zwei Dinge eindeutig: Es gab laut Kerenskij keine schriftlichen Protokolle und keine Mitgliederlisten dieser Organisation.

Der ersten von Kerenskij geführten Regierung gehörten nach später angestellten Untersuchungen schließlich immerhin sieben Mitglieder dieser Loge im Ministerrang an.

Es war demnach eine verschwiegene, sich aber durch den Erfolg als repräsentativ ausweisende Gruppierung, die sich hier an der politi-

schen Umgestaltung beteiligte. Parallelen zur Französischen Revolution sind augenfällig. Der logenverbundenen, westlich orientierten, den weiteren Krieg gegen die Mittelmächte Deutschland-Österreich befürwortenden Kerenskij-Regierung folgte bald die Oktoberrevolution, die Machtergreifung der Sowjets. Damit trat jenes Ereignis ein, das für einen weltgeschichtlichen Augenblick von einigen Monaten 1917/18 die machtpolitische Selbstbehauptung Deutschlands im Krieg gegen den Rest der Welt und insbesondere gegen den Westen möglich werden ließ.

Die Fronten im Weltbürgerkrieg deckten sich keineswegs immer mit den ideologischen Konfrontationslinien, auch wenn, wie Jäger bereits im Hakenkreuz-Buch andeutet, bestimmte Frontlinien immer wieder auftauchten.

Einer möglichen Konstante in der Erzeugung dieser Frontlinien widmete Jäger die letzte seiner größeren Abhandlungen. Er stellte in *Unterschied. Widerspruch. Krieg.* die Frage nach einer »politischen Theologie jüdischer Intellektueller«. Das klingt nach einem spektakulären Vorhaben. Was zum Beispiel ein »jüdischer Intellektueller« sei, hat schon ungezählte Personen beschäftigt. Die gegebenen Antworten schließen sich teilweise gegenseitig aus. Ob seiner Prominenz ist hier Karl Marx ein gutes Beispiel, der familiär gesehen einen jüdischen Hintergrund hatte, dessen Vater sich allerdings bereits taufen ließ und der über das real existierende Judentum des 19. Jahrhunderts verächtliche Zeilen zu Papier brachte, bis hin zum Wunsch, die künftige Entwicklung möge diesem Judentum auf dem Weg der Revolution und der Weiterentwicklung der Gesellschaft ein Ende bereiten. Jäger zählt ihn dennoch zu den jüdischen Intellektuellen. Ein ähnlich gelagerter Fall ist der Sowjetrevolutionär Leo Trotzki. Ihn zählt Jäger ebenfalls unter die jüdischen Intellektuellen, obwohl von ihm gleichfalls brutale Aussagen zum gläubigen Judentum überliefert sind, darunter eine aus dem Jahr 1917, die man für unüberbietbar halten kann:

Siegel der Loge »Grand Orient« (Frankreich)

»Ich kann nichts dafür, daß ich in einer jüdischen Haut geboren wurde. Die Arbeiter sind mir teurer als alle Juden. Und sollte sich herausstellen, daß zum Wohle der Menschheit ein Teil von ihr zugrunde gehen muß, dann hätte ich nichts dagegen, daß die Juden in Rußland dieser Teil sind.«

Im Gesamtbild sind »jüdische Intellektuelle« für Jäger wie für viele andere ein Personenkreis mit engen verwandtschaftlichen Beziehungen zum Judentum und mit einer besonderen inhaltlichen Beziehung zum Judentum. Im Mittelpunkt dieser Interpretation des Judentums steht sowohl dessen weltgeschichtlich entscheidende Rolle als dauerhafter Maßstab für die Richtigkeit der Entwicklung, als auch das hier von Trotzki angesprochene »Wohl der Menschheit«. Dies wird gedacht als innerweltlicher Paradieszustand, der stets anzustreben ist, aber nie erreicht werden kann. Als Konsequenz entsteht eine ewige, radikale Dynamik, die für das abstrakte »Wohl der Menscheit« die konkret existierenden Menschen und ihre Verhältnisse jeweils zu überwinden trachtet, bis hin zum gegenwärtigen »Transhumanismus«, der auch deren finale Überwindung durch Gentechnik und Künstliche Intelligenz befürwortet.

Ernst Nolte hat ähnliches einmal als das Phänomen der »Transzendenz« beschrieben. Der andere Denker, der dem Leser in diesem Zusammenhang in den Sinn kommt, ist Martin Heidegger, zumal nach der in den vergangenen beiden Jahren erfolgten Drucklegung der Heideggerschen *Schwarzen Hefte* mit ihrer Beschreibung des »planetarischen Krieges« als einer Auseinandersetzung mit der »Entfesselung der Technik« und der weltvernichtenden Dynamik, die für Heidegger nur durch das deut-

sche Volk gestoppt werden konnte. Lorenz Jäger sieht sich Noltes Denkansatz offenkundig verpflichtet, bringt diesen Inhalt allerdings mit einem Zitat von Gershom Scholem auf den Punkt:

»Der jüdische Messianismus ist in seinem Ursprung und Wesen, und das kann gar nicht stark genug betont werden, eine Katastrophentheorie. Diese Theorie betont das revolutionäre, umstürzlerische Element im Übergang von jeder Gegenwart zur messianischen Zukunft.«

Die Betonung dieser Behauptung im Rahmen einer Kurzgeschichte der europäischen Zeit seit 1789 liegt hier auf dem Wort »jeder«. Keine Gegenwart kann aus dieser Perspektive die endgültige, anerkennenswerte sein. Diese Aussage Scholems nimmt Jäger ausdrücklich als Ausgangspunkt seiner Darstellung:

»Ich werde auf diesen Seiten Tendenzen schildern, die sich konsistent auf dieses revolutionäre Element beziehen lassen. Keineswegs ist damit gemeint, daß sich Juden mehrheitlich, stets und überall zu solchen Tendenzen bekannt hätten.«

Zur Debatte steht also nicht das Judentum, sondern ein bestimmtes Bild vom Judentum, und zwar eines, das sich ein überschaubarer Personenkreis zurechtgelegt hat. Zur Klammer gehört auch, daß Jäger sich – mit manchmal durchscheinender Verärgerung – an Dingen abarbeitet, die zugleich ebenso unbezweifelbar richtig und wichtig sind, wie sie in den sogenannten Intellektuellendebatten der Bundesrepublik nicht nur »68« nicht, sondern auch vorher oder nachher nie wirklich vorgekommen sind. Den eigenen »Prägungen« durch dieses merkwürdig wirklichkeitsblinde Land hat Jäger den eingangs bereits erwähnten Beitrag gewidmet. Auch dort spielt Gershom Scholem eine wichtige Rolle. Jäger beschreibt eine Begegnung mit ihm aus dem Jahr 1980, die für ihn die erste Konfrontation mit dem ruhig-schroffen Selbstbewußtsein jüdischer Intellektualität und Überlieferung gewesen ist, diesem Selbstbewußtsein, das so gar nichts mit den Floskeln des gängigen »deutsch-jüdischen Dialogs« zu tun hat.

In diesem Zusammenhang erscheinen die Denkansätze der amerikanischen »Neocons« mit »jüdischem Hintergrund« erklärbar, wie überhaupt viele westliche Machbarkeitsphantasien über einen neuen, postmodernen, marktgerechten und nicht auf ethnische Identität, ja nicht einmal auf geschlechtliche oder sonstige Identität festgelegten Menschen aus diesem Milieu hervorgegangen sind. Jäger bringt zahlreiche Beispiele intellektueller Biographien, in denen sich moralisches Sendungsbewußtsein und wirtschaftliches Eigeninteresse mit Elitenarroganz verbunden und teilweise ein fließender Übergang zwischen trotzkistischen und radikalkapitalistischen Argumentationen stattgefunden hat.

Ergeben sich nun aus Jägers Abhandlungen neue Einsichten in die Ära des Weltbürgerkriegs und die europäische Geschichte seit 1789? Es sind auf jeden Fall bemerkenswerte Aspekte erkennbar geworden. Sie lassen die Zeit seit der Französischen Revolution auch als einen Religionskrieg erscheinen, als einen Konflikt, bei dem auf der einen Seite die Überzeugung von der Notwendigkeit der Überschreitung von Grenzen, der Auflösung und Zerstörung von gewordenen Strukturen, von der Rechtmäßigkeit eines egalitären Zeitalters als Ausdruck göttlichen Willens und als Ziel der Geschichte stand. Getragen wurde sie vom Sendungsbewußtsein kleinerer Gruppen, denen die jüdisch-ethnische Herkunft gemeinsam war, aber zugleich ein Sendungsbewußtsein, das neben anderen Beschränkungen auch die Beschränkung durch die jüdische Religion überwinden wollte.

Auf der anderen Seite trat dem vor 1945 ein religiöser Mythos entgegen, der ebenfalls mit einer ethnischen Herkunft verknüpft war, nämlich der deutschen, der aber wie auf der Gegenseite nur einen überschaubaren Teil seiner ethnischen Basis erfaßt hat. In bemerkenswerten Denkfiguren hat Jäger aufgezeigt, daß beide Seiten sich gegenseitig beeinflußten. Der Mythos vom »Hakenkreuz« als uraltem und mit Abstammung verbundenem Symbol leuchtete denjenigen ein, die sich eine ähnliche Interpretation des Judentums zurechtgelegt hatten, und umgekehrt griff der »arische Mythos« teilweise offen auf eben diese Interpretation des Judentums zurück und nahm sie als ein zu übertreffendes Vorbild.

Wie belastbar dies im Rahmen einer mit historisch-kritischen Methoden empirisch durchgeführten Prüfung sein wird, bleibt auszuloten. Es scheint einen Versuch wert zu sein, dieses Lot zu werfen. ■

Bibliographie:

Das Hakenkreuz – Zeichen im Weltbürgerkrieg, Wien 2006;

Hinter dem Großen Orient – Freimaurerei und Revolutionsbewegungen, Wien 2009;

Unterschied. Widerspruch. Krieg. – Zur politischen Theologie jüdischer Intellektueller, Wien 2013;

Prägungen, Wien 2013.

Institut für Staatspolitik – Studien



Die Flüchtlingsindustrie.
Wer in Deutschland von der Masseneinwanderung profitiert

40 S., brosch., 5 €

Deutschland gibt enorm viel Geld für die Unterbringung von Asylsuchenden, Flüchtlingen und illegalen Einwanderern aus und knüpft so ein Netz von Profiteuren, die am »Ansturm auf Europa« mitverdienen. Die Vielzahl an Verdienstmöglichkeiten weckt Begehrlichkeiten und schafft eine neue »Industrie«. Der Profit der »Flüchtlingsindustrie« ist der Preis, mit dem die Politik die Zustimmung des deutschen Volkes zur unkontrollierten Masseneinwanderung erkauft.

Der Bereicherungsmythos.
Die Kosten der Einwanderung nach Deutschland

44 S., brosch., 5 €

Hartnäckig hält sich der Mythos, daß es sich bei Einwanderung um eine »Bereicherung« handeln würde und Deutschland zum Erhalt seines Wohlstands darauf angewiesen wäre. Die Fakten sprechen eine andere Sprache.



Ansturm auf Europa.
Ist das Grundrecht auf Asyl noch zeitgemäß?

44 S., brosch., 5 €

Schätzungen zufolge befinden sich derzeit 18 Millionen Afrikaner auf der Flucht. Deutschland garantiert allen politisch Verfolgten Asyl und ist mit dem Ansturm völlig überfordert. Wer hat Interesse an der Destabilisierung Deutschlands?

Institut für Staatspolitik
Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra
Tel/Fax (034632) 90941 · e-Post institut@staatspolitik.de
www.staatspolitik.de

Den Schmelztiegel entmischen – Rechte Dissidenz in den USA

von Nils Wegner

Am 31. Oktober 2015, während der Durchschnittsamerikaner über Wochen hinweg vorbereitete Halloweenfeiern besuchte, veranstaltete das in Arlington (Virginia) ansässige National Policy Institute (NPI) seine jährliche Konferenz. Man tagte diesmal im repräsentativen National Press Club in Washington, D.C. – nur knapp vierhundert Meter vom Weißen Haus entfernt. Das von Richard B. Spencer geleitete und hierzulande wohl am ehesten dem Institut für Staatspolitik vergleichbare NPI – Leitsatz: »Für unser Volk, unsere Kultur, unsere Zukunft« – versammelte seine 270 Teilnehmer in diesem Jahr unter dem identitär inspirierten Motto »Become Who We Are«, entlehnt von Pindar und vom darauf fußenden »Werde, der du bist!« des nietzscheanischen Zarathustra.

> »Diese Invasion bedroht uns auf der fundamentalsten biologischen Ebene. Aber sie enthält in sich ihre eigene Umkehr, das Potential, Rassenbewußtsein zu stärken und zu intensivieren. Denn wer sind wir in Achmeds, Yusefs und Haleems Augen? Wir sind keine Italiener, Ungarn, Polen, oder Liberale, Konservative, Marxisten. Die Invasoren unterscheiden nicht zwischen denen, die ihnen bei der Ankunft am Frankfurter Flughafen applaudierten, und denen, die schwiegen. Für unsere Gegner sind wir Weiße, ganz egal, wie wir uns selbst sehen mögen.« (Richard Spencer in seinem Grundsatzvortrag)

Nicht nur gelang es dem NPI, nach einigen Jahren der Flaute eine sehr gut besuchte Konferenz abzuhalten; »Spencer, selbst ein verhältnismäßig junger rassistischer Aktivist, hat etwas geschafft, an dem viele ähnliche Gruppen gescheitert sind – viele junge Leute für seine Veranstaltung zu interessieren«, wie das sich antifaschistisch gerierende Southern Poverty Law Center alarmiert feststellte. Auch die Rednerliste konnte sich sehen lassen, versammelte sie doch eine Auswahl von Protagonisten dessen, was sich in den USA und darüber hinaus als »Alt(ernative) Right« bezeichnet: neben dem studierten Historiker Spencer selbst etwa der emeritierte Psychologieprofessor und Evolutionswissenschaftler Kevin B. MacDonald (vgl. Andreas Vonderach: »Kevin MacDonald und die jüdische Gruppenstrategie«, *Sezession* 55), der Schriftsteller und Philosoph des Maskulinismus Jack Donovan, der Musiker und Veteran der antikommunistischen »Minutemen«-Untergrundbewegung der 1960er Jahre Robert N. Taylor sowie das Urgestein der französischen Nouvelle Droite Guillaume Faye.

»Alternativ« ist an der Neuen Rechten, die sich seit den frühen 1990er Jahren jenseits des Großen Teichs gebildet hat, vor allen Dingen ihre Parteiferne. Diese – sowie die von den europäischen sehr verschiedenen Begrifflichkeiten in den USA – erklärt auch das scheinbare Oxymoron in ihrem Namen: »the right«, also die politische Rechte, sind im derzeitigen politischen Sprachgebrauch automatisch (und übrigens historisch inkorrekt) die Anhänger der Republikaner, während deren interne Rechte noch zusätzlich als »right-wingers« – ungefähr äquivalent zum bundesrepublikanischen »Rechtsradikalen« – abgegrenzt werden, wobei letzterer Terminus nicht auf Parteimitglieder beschränkt ist. Mit umgekehrten Vorzeichen gilt das Gleiche für die Linke vom Zuschnitt der hiesigen Grünen, die in Nordamerika als »Liberals« oder »Progressives« firmiert.

Intern ist das unter dem Oberbegriff der »AltRight« versammelte politische Spektrum weit aufgespreizt. Die zeitlich ältesten Vertreter, darunter das Council of Conservative Citizens und das von ihrem Sprecher Jared Taylor verantwortete Internetmagazin *American Renaissance* (www.amren.com), reden einer »paläokonservativen« Konterrevolution und der Rückbesinnung auf die Politik vor 1964, als der US-Kongreß mit dem Civil Rights Act die Aufhebung der Rassentrennung beschloß, das Wort. Der Aufschwung der sogenannten Neocons im Fahrwasser der ersten Präsidentschaft George W. Bushs, der von vielen »Paleocons« als radikalliberale Infiltration wahrgenommen wurde, sorgte ab 2000 für eine zweite Welle derartiger Publikationen, unter denen *The American Conservative* von Patrick Buchanan sowie das seit 2007 bestehende Blog *Taki's Magazine* (http://takimag.com) herausstechen; letzteres wird vom griechischstämmigen Privatier und *eigentümlich-frei*-Stammautor Panagiotis »Taki« Theodoracopulos herausgegeben.

Bemerkenswerterweise war es dieses relativ klare Geäst der paläokonservativen Netzwerk-

arbeit, das den Boden für die dem »Web 2.0« angemessene und auf den ersten Blick chaotische, rhizomatische Struktur der unzähligen radikaleren Portale und Veröffentlichungsorgane der »AltRight« bereitete. Der bereits erwähnte Richard Spencer, Jahrgang 1978, nimmt hierbei eine Schlüsselposition ein: Er war von 2008 bis 2010 Chefredakteur des *Takimag,* gab diese Stelle jedoch auf, um sich der Leitung des NPI zu widmen und mit dessen Förderung das wegweisende Netzmagazin *Alternative Right* (AltRight) aufzubauen, das der »Szene« ihren Namen lieferte und sich insbesondere um jüngere Leser wie Autoren bemühte, darunter etwa Alex Kurtagić (dessen dystopisches Epos *Mister* bald auf Deutsch vorliegen soll), Derek Turner (der mit *Sea Changes* eine Art thalassokratisches Komplement zum *Heerlager der Heiligen* verfaßt hat) und Jack Donovan, dessen maskulinistisches Manifest *The Way of Men* der Verlag Antaios im kommenden Jahr auf den deutschen Markt bringen wird. Zu Weihnachten 2013 zog sich Spencer von *AltRight* zurück und schuf das *NPI*-Publikationsorgan *Radix Journal* (www.radixjournal.com). Sein ehemaliger Mitherausgeber, der hauptberufliche Journalist Colin Liddell, führt das *New Alternative Right* (alternative-right.blogspot.com) seither zusammen mit dem Schriftsteller Andy Nowicki weiter.

Ebenso sind aus dem AltRight-Autorenstamm diverse weitere Projekte entstanden, worunter das Blog *Counter-Currents* (www.counter-currents.com) besondere Beachtung verdient. Dort, im gleichnamigen Verlag und der dazugehörigen Zeitschrift *North American New Right* – allesamt verantwortet von Greg Johnson – finden sich zahllose Beiträge, die in ihrem Duktus zwischen radikalem Traditionalismus und Konservativer Revolution kompatibel zur europäischen Neuen Rechten sind und sich oft dezidiert auf diese berufen. Dabei dürfen jedoch nicht die gänzlich anderen Grundvoraussetzungen in den USA vergessen werden: Das Einwanderungsland schlechthin konnte in Ermangelung eines homogenen Staatsvolks nie einen modernen Nationalismus entwickeln, wie ihn die europäischen Völker ausprägten. Vor dem Hintergrund der sich immer schneller drehenden ethnischen Abwärtsspirale – und in Abgrenzung von den sogenannten Rasserealisten, womit Paläokonservative im Stile von AmRen gemeint sind, die Rassenunterschiede anerkennen, aber daraus keine weiteren Konsequenzen ableiten – wurde daher maßgeblich vom *Occidental Quarterly,* dessen Blog *Occidental Observer* von Prof. MacDonald geleitet wird, ein genuin neuweltlicher »weißer Nationalismus« der »europäischen Amerikaner« (vor allem gegenüber den »African Americans«) konstruiert und popularisiert:

> »Zu diesem Zweck müssen wir – wie jene vor uns und in Erwartung derer nach uns – mit dem Schwert in der Hand streiten, um das zu sein, was unsere Mythen uns vorbestimmt haben. Das Schwert ist der weiße Nationalismus.« (Michael O'Meara, »The Sword«, www.toqonline.com, 20. August 2009)

Welche Schlußfolgerungen genau aus der Erkenntnis vom vollständig fehlgeschlagenen »melting pot« zu ziehen seien, ist Gegenstand reger Debatten. Von Visionen eines »erlösenden« Rassenkriegs, wie sie vor allem William Luther Pierces berüchtigte *Turner Diaries* durchzogen, ist man in der alternativen Rechten längst abgerückt. Beliebt sind stattdessen Sezessionsbestrebungen und die Idee eines strikt isolationistischen »weißen Ethnostaats«, für den insbesondere das pazifische Nordwestterritorium infragekommen soll; der ehemalige NS-Aktivist und Söldner Harold Covington hat mit den *Northwest Novels* bereits eine (eher groteske) Romantetralogie von insgesamt über 1800 Seiten darüber geschrieben. In allen Veröffentlichungen zur angestrebten »Weißen Republik« bricht sich neben der Berufung auf die berühmte »Rivers-of-Blood«-Rede des Briten Enoch Powell besonders der US-amerikanische Kernmythos vom »manifest destiny« und des Pioniergeistes deutlich Bahn, allerdings im postmodernen Gewand: Nach drei Jahrzehnten Multikulturalismus und zerbröckelnder Einwanderungsschranken sei der völkische Selbsterhalt allenfalls noch in der Abtrennung zu suchen.



Richard Spencer, der Präsident und Direktor des National Policy Institute (NPI)

Unbeschadet der genannten fundamentalen Unterschiede verdient der weite Kosmos der amerikanischen »AltRight« durchaus die Aufmerksamkeit des sprachlich versierten europäischen Neurechten. Nicht nur ist die US-»Szene« untereinander bestens vernetzt und hat zahlreiche faszinierende Charaktere hervorgebracht: Gerade durch die aufgrund der anderen Rechtslage mögliche, schneidende Schärfe zahlreicher Aufsätze und Gespräche übt die Lektüre in noch ganz anderer Weise für das (meta)politische Denken seitlich der ausgetretenen Pfade. Zu dem Schluß, daß wohlfeile Kompromisse gänzlich untauglich sind, ist man auf der anderen Seite des Atlantiks längst gelangt: Die Wiederherstellung des europäischen Amerika »gelingt nicht durch einen Vorgang, der von all dem abhängt, was die Wurzel unserer jetzigen Erniedrigung ist« (O'Meara). ■

Stauferstelen

von Konrad Gill

Die Staufer, jene deutschen Herrscher, die das Hochmittelalter prägten wie keine andere Familie, haben schon oft und seit langem nicht nur die Historikerzunft Anteil nehmen lassen an ihren Leben und Taten. Sie beflügelten die Phantasie, riefen Abscheu ebenso hervor wie Begeisterung. Sichtbare Zeugnisse ihrer weit über die Grenzen des – damals noch jungen – deutschen Kulturraumes hinausreichenden Ambitionen sind zahlreiche Burgen, Pfalzen und Dome bis hin zum apulischen Castel del Monte, dieser bis heute allen Fachleuten Rätsel aufgebenden Festung, die »sich jeder praktischen Bauanalyse entzieht, jeder emphatischen jedoch öffnet« (Götz Kubitschek).

Vor allem Friedrich II., der brutal durchgreifende, hochgebildete Feingeist, der auf seinem deutschen Kreuzzug Jerusalem ohne Blutvergießen gewann, polarisierte extrem. Im Mittelalter wurde vielfach messianische Hoffnung auf diesen kultivierten Herrscher, »das Staunen der Welt«, geworfen; dann galt er auch vielen nicht als tot, woher die erst später auf seinen Großvater und den Kyffhäuser übertragene Sage rührt, daß er nur abwesend sei und wiederkommen werde, wenn die (deutsche) Not am größten sein werde. Den Päpsten dagegen galt der Kaiser zeitweilig als Ketzer, seine Nachfahren als »Schlangenbrut«. Noch im 20. Jahrhundert schwankte die Bewertung zwischen einem fast mythisch überhöhten idealen Herrscher, einem »feurigen Herrn des Anfangs« (Ernst Kantorowicz), und einem »Hitler des 13. Jahrhunderts«.

Die Staufer »drängten zeitweilig sogar die europäische Entwicklung in deutsche Richtung und bremsten die zentrifugale Dynamik. Sie zahlten dafür den höchsten Preis, indem sie sich und andere überanstrengten« (Arno Borst). Dieser Überanstrengung fiel die Dynastie zum Opfer: Da die Staufer mit ihrer ehrgeizigen Heiratspolitik und dem territorialen Ausgreifen bis nach Böhmen, Sizilien und in die Provence kein geschlossenes Territorium konsolidiert hatten, stand ihnen in Zeiten des Machtverfalls auch keine unangreifbar starke Hausmacht im Rükken, auf die sie sich hätten zurückziehen können. Die »Idee« ihrer Herrschaft, ihr Vertrauen auf Herrschaftsrecht qua göttlicher Sendung (nebst Abkunft von römischen Kaisern) hatte sie viel-



Kranz zur Enweihung der ersten Stele am Castel Fiorentino

leicht gegenüber der taktierenden, ihr Territorium langsam arrondierenden Machtpolitik, wie sie die französischen Kapetinger beherrschten, ins Hintertreffen geraten lassen. Arno Borst vermutete in dieser Entwicklung, in der nicht entstandenen staufisch-deutschen Hauptstadt und der Pluralität mittlerer Herrschaften, eine frühe Ursache für das Ausbleiben des für das Entstehen moderner Staatlichkeit typischen Zentralismus.

Außerdem bestand eine nicht ständige, aber doch teils jahrelang heftig ausartende Rivalität bis hin zur Feindschaft mit der Kirche in Rom. Wer nun diese Kombination aus Grenz- und Kraftüberdehnung, Hängen an einer Idee transzendenter Rechtfertigung, Opposition zu Rom und Selbstbeschädigung/-vernichtung durch Wollen des Übermenschlichen vermeint noch mehrfach in der deutschen Geschichte ausfindig machen zu können, muß nicht an Sonderwege, Schuldthesen und »unheilvolle Kontinuitäten« glauben, um sich Gedanken über den deutschen Volkscharakter zu machen.

Die Faszination ist nicht erloschen, wenn sie sich auch vom monarchisch-nationalen Mythos auf die regionale Identifikation zurückgezogen hat, auf die Erinnerung, daß der Südwesten Deutschlands einmal im Zentrum des »Weltgeschehens« stand. Vor genau 15 Jahren, im Dezember 2000, errichtete ein Kreis schwäbischer Stauferfreunde ein Denkmal für den 750 Jahre zuvor verstorbenen Friedrich II. an dessen Sterbeort bei Castel Fiorentino (Apulien). Die Stele aus süddeutschem Jura-Travertin, achteckig wie Castel del Monte und an der Spitze vergoldet »gekrönt«, mit Inschriften in lateinischer, deutscher und italienischer Sprache, war als einmalige Gedenkaktion gedacht. Doch der Kreis der Interessenten wurde größer, die Gelegenheit zur lokalen und regionalen Identifikation, die gleichwohl auf Überörtliches verweist, wurde gerade in Schwaben, aber auch darüber hinaus, gern angenommen, und so entstanden bis 2015 bereits 31 »Stauferstelen« in vier europäischen Staaten. Private Stifter stießen die Errichtungen an und fanden mancherorts offene Türen vor. Die Kleinstadt Bopfingen (12000 Einwohner) etwa nahm die Stiftung einer Stele zum Anlaß, gleich einen ganzen Platz um sie herum neu anzulegen und dafür beträchtliche Geldmittel zu investieren.

Die Stelenerrichtung liegt mancherorts nahe, so am namensgebenden Berg Hohenstaufen, bei den ehemaligen Königspfalzen in Hagenau (Elsaß) und Eger (Böhmen) oder am ehemaligen Reichskleinodienhort Trifels. Andernorts kann selbst mit größerem argumentativem Aufwand kaum eine plausible Begründung für die – offenbar allein vom Vorhandensein williger Stifter abhängige – Ortswahl gegeben werden, so in Heilbronn (das zum Todeszeitpunkt des letzten Staufererbens Konradin noch nicht einmal Stadtrechte besaß) oder in Königstein/Taunus (die dortige Burg gehörte Friedrich Barbarossas Reichskämmerer). Erst geplant dagegen sind bislang Stelen an so bedeutenden Staufer-Erinnerungsorten wie Speyer, Palermo oder Barbarossas Sterbeort Seleukia am Kalykadnos (heute Silifke/Türkei).

In den ersten zehn Jahren des Projekts wurden zwölf Stelen errichtet, in den fünf folgenden Jahren schon 19. Die für ein sauberes Konzept notwendige Ruhe fehlte dabei offenbar häufiger: Peter Koblank, der die Stauferstelen auf einer exzellenten Internetseite dokumentiert (www.stauferstelen.net), stieß auf nicht weniger als 25 Fehler in den vom »Komitee der Stauferfreunde« erstellten Inschriften der Gedenksteine. Von falschen Jahreszahlen und als Tatsachen präsentierten zweifelhaften Vermutungen bis hin zu einem anscheinend aus »Wikipedia« abgeschriebenen Irrtum reicht die Sammlung der unwiderruflich in Stein gehauenen Mißgriffe.

Das Projekt ist trotz dieser Kritik zu loben, es verweist die heutigen Anwohner der mit Denkmälern geschmückten Plätze auf eine Epoche in der Geschichte ihrer Stadt und Landschaft, die abseits der Mittelaltermärkte meist ins Hintertreffen gerät gegenüber dem 19. und 20. Jahrhundert. Gute Referenzen besitzt auch der Bildhauer aller Stelen: Er hatte einst seine Stellung verloren, als er sich weigerte, ein hundert Jahre altes Grabmal abzubrechen (es blieb erhalten).



Stauferstele in Schwäbisch Gmünd

Was die *classe politique* dann aus diesem Engagement fügt, bleibt ihr überlassen. »Natürlich wird heute niemand mehr ernsthaft ... etwa in der räumlichen Ausdehnung der staufischen Herrschaft eine Präfiguration des vereinten Europa sehen wollen« schrieb Peter Csendes vor 20 Jahren (in: Lorenz/Schmidt (Hrsg.): *Von Schwaben bis Jerusalem. Facetten staufischer Geschichte,* Sigmaringen 1995). Da hatte der österreichische Historiker nicht mit dem ehemaligen baden-württembergischen Landesvater und heutigen EU-Kommissar Günther Oettinger gerechnet, der 2014 in seiner Festrede zur Enthüllung der 24. Stele in Heilbronn sagte: »Hätten sie [die Staufer] weiterregiert, hätten etliche Kriege vermieden werden können«. Damit, so wird der EU-Funktionär weiter zitiert, sei die EU als »Wirtschafts- und Friedensunion« ein »Nachfahre der Staufer«. Und deshalb – nun folgt die eigentliche Pointe – müsse sie nicht nur Wirtschaftsgüter, sondern »auch kulturelle Werte exportieren«, die Welt solle »mehr christlich abendländisch« werden. Damit schließt sich in den Hirnen der »bürgerlichen Christdemokraten«, die tatkräftig täglich durch Tun und Unterlassen dabei helfen, möglichst viele überkommene Bestände zu vernichten, der Kreis von der ständisch-monarchisch geprägten christlichen Welt des Hochmittelalters zur auf eine postdemokratische, technokratische und globaltotalitäre Zukunft ausgerichteten Gegenwart westgebundener konsumistischer Wohlstandsverwahrlosung, in der (post)christliche Kulissen noch für ein wenig Unterhaltung und ein gutes Gefühl sorgen dürfen. Oettinger nennt's »Abendland«. Am Kyffhäuser hört man derweil immer noch kein Grollen unterm Gesteine. Wann ist die Not am größten? ▪

Vor dem Bücherschrank (XI) – Der ewige Denunziant: Heinrich Manns Untertan

von Günther Scholdt

Man sollte ihn kennen, diesen 500-Seiten-Roman *Der Untertan,* dessen erste reguläre Buchausgabe 1918 punktgenau zur Liquidation des deutschen Kaiserreichs auf den Markt kam und sofort kommerziell wie politisch zum Renner wurde. Nicht daß er, wie Tucholsky enthusiastisch schrieb, tatsächlich das »Herbarium des deutschen Mannes« enthielte oder gar die »Bibel des wilhelminischen Zeitalters«: eher deren klassische linke Karikatur. Aber gerade diese idealtypische Vorstellung von dem, was unter »Progressiven« an berechtigter Kritik wie billigen Klischees über Staat, Nation, Obrigkeits- wie Ständegesellschaft, bürgerliche Doppelmoral, wirtschaftliche Korruption, autoritäre Mentalität oder sexuelle Pathologien lustvoll kursiert, findet man kaum noch anderswo in solch geballter Konzentration.

Gezeigt wird das anhand des unappetitlichen Aufstiegs des geborenen Untertanen Diederich Heßling, der sich vom ängstlichen, durch Prügel gedemütigten Knaben speichelleckend, intrigierend und denunzierend in seiner Heimatstadt Netzig zum Firmenpatriarchen und ordensgeschmückten Kommunalpolitiker aufwirft. Und abgesehen vom alten Buck, einem ehemaligen 1848er, sind auch die anderen Netziger durchweg charakterlose, schwache oder sonstwie negativ gezeichnete Repräsentanten des wilhelminischen Bürgertums oder des korrupten und bornierten Adels.

Heinrich Mann hat den Roman mit polemischer Verve verfaßt. Darüber hinaus erklärt die Satire-Gattung manche Übertreibung und Verzerrung. Umso befremdlicher scheint mir, daß Teile der »Wissenschaft«, die seit der Inthronisation der 68er dergleichen Deutschland-Klischees favorisiert, den Satire-Charakter des Werks herunterspielen. Es gehe mehr noch um Realismus, prophetische Analysen und Prognosen.

Schauen wir uns daraufhin einmal den Romankosmos Netzig an, allen voran die Hauptfigur, jenen gemeingefährlichen, dabei von höchsten sittlichen Werten fabulierenden Heßling, der wie ein Groupie in Rom seinem Kaiser hinterherhechelt und dessen Phraseologie durch Wilhelm-Zitate in banalsten Zusammenhängen zusätzlich travestiert. Zunächst ein paar Sätze aus dem Eingangskapitel:

»Diederich Heßling war ein weiches Kind, das am liebsten träumte, sich vor allem fürchtete und viel an den Ohren litt. Wenn Diederich vom geliebten Märchenbuch aufsah, erschrak er manchmal sehr. Neben ihm auf der Bank hatte ganz deutlich eine Kröte gesessen. Fürchterlicher als Gnom und Kröte war der Vater, und obendrein sollte man ihn lieben. (…)

Diederich war so beschaffen, daß (…) die kalte Macht, an der er selbst, wenn auch nur leidend, teilhatte, sein Stolz war. Am Geburtstag des Ordinarius bekränzte man Katheder und Tafel. Diederich umwand sogar den Rohrstock. (…) Auch hinterbrachte er die Spitznamen der Lehrer und die aufrührerischen Reden, die gegen sie geführt worden waren. In seiner Stimme bebte, nun er sie wiederholte, noch etwas von dem wollüstigen Erschrecken, womit er sie, hinter gesenkten Lidern, angehört hatte. Denn er spürte, ward irgendwie an den Herrschenden gerüttelt, eine gewisse lasterhafte Befriedigung (…). Durch die Anzeige der anderen sühnte er die eigene sündhafte Regung.«

Zusammengefaßt zeigt Diederich sich als skrupelloser Opportunist und Sykophant, ein durchweg feiger Phrasendrescher, der aus Schwäche zum überlebensgroßen Ekel und selbst als Tyrann noch nicht ganz ernstgenommen wird. Er ist fett, wie Wilhelm II. ohrleidend, darüber hinaus bigott, verklemmt, bildungsfeindlich, banausisch, hält den Wurstladen für höchste Kultur, legt im Bahnabteil seine Füße auf die Bank, furzt und benimmt sich im Gegensatz zu seinen burschenschaftlichen Etiketteregeln (Frauen gegenüber) wie ein Flegel. Obwohl er von militärischer Stärke schwadroniert, simuliert er den Fußkranken und drückt sich so vor dem weiteren Dienst in der Armee. Seine Ablehnung der Heirat mit Agnes unter Verweis auf deren von ihm selbst verursachten Ehemakel ist eine zynische Höchstleistung, desgleichen sein Komplott mit dem SPD-Mann Napoleon Fischer zu Lasten einer in seinem Werk verstümmelten Arbeiterin. Ein Majestätsbeleidigungsprozess erweist sein perfides Denunziationstalent. Ein Totgeschossener bei einer Demonstration verschafft ihm erhebende Gefühle – und was dergleichen Monstrositäten mehr sind. Seine tiefe Machtanbetung belegen selbst kurzfristige Ansätze zum

Aufbegehren, als ihn adlige Vertreter der Staatselite wie eine lästige Fliege behandeln. Doch dann knickt er innerlich wieder ein: »Diederich freute sich, trotz allem, des frischen und ritterlichen jungen Offiziers. ›Den macht uns niemand nach‹, stellte er fest.«

Dazu kommen Slapstick-Details: Er fällt in seiner Tapsigkeit ständig in Tümpel und Schmutzlachen, heult bei jeder sich bietenden Gelegenheit wie ein Schloßhund, hat Angst beim Pinseln seines Rachens, was zu seiner Mensurtauglichkeit wenig passen will, beansprucht das beste Essen für sich allein und wirft seinen Kindern davon zuweilen nur Brocken hin. Der Haustyrann, der seine Frau ärztlich im Stich läßt und sich eine Edelnutte hält, kriecht nachts vor der am Tage Kujonierten sexualmasochistisch am Boden herum, usw. usf. Ein bißchen viel für eine – angeblich nur teilsatirische – psychologische oder soziale Studie!

Oder enthält der Text gar eine ganz andere Dimension? Hier ist leider nicht der Raum, detailliert zu belegen, in welchem Ausmaß Autobiographisches in die Heßling-Darstellung eingeflossen ist, ob bewußt oder unbewußt sei dahingestellt. Denn man mißtraue der allzu harmonischen Heinrich-Mann-Legende germanistischer Hagiographen, *Der Untertan* kröne seine konsequente Entwicklung vom volksfernen Dandy zum Verkünder der Freiheit, individuellen Souveränität und sozialen Verantwortung. Vielmehr kennzeichnen seine Vita von der antibürgerlich-verträumten Jugend über die Herausgeberschaft der nationalistisch-antisemitischen Zeitschrift *Das zwanzigste Jahrhundert* bis zur Revolutionsverklärung und derjenigen übermächtiger politischer Führer, zu denen später vor allem Stalin gehörte, auffallende Kontinuitäten, die manches vom *Untertan* haben (vgl. G. Scholdt: *Autoren über Hitler,* Bonn 1993, S. 796ff). Er selbst hatte schließlich eingestanden: »Gute Satiren schrieb nie jemand, er hätte denn irgendeine Zugehörigkeit gehabt, zu dem, was er dem Gelächter preisgab: ein Apostat oder ein Nichteingelassener. In Satiren ist Neid oder Ekel, aber immer ein gehässiges Gemeinschaftsgefühl.«

Doch erörtern wir hier vornehmlich des Autors Anspruch, mit seinem Roman einen repräsentativen Epochentypus gezeichnet zu haben. Schließlich lautet der Untertitel immerhin: »Geschichte der öffentlichen Seele unter Wilhelm II.«. In diesem Sinne wird Netzig ja auch fast durchweg von kleinen Heßlings bevölkert. Und wer selbst nicht zu den intrigierenden Profithaien gehört, erscheint als schwach, absterbend oder vom Zeitgeist angekränkelt. Solcher gegnerische Standpunkte disqualifizierender Pauschalität verdankt Heinrich Mann zwar den stürmischen Applaus zahlreicher Zeitgenossen, aber auch heftige Kritik von Männern wie Hermann Hesse, Otto Flake oder Theodor Heuß, vom nationalen Lager ganz abgesehen, dem damals bekanntlich noch Thomas Mann angehörte. Der etwa nannte seinen Bruder, durch zornige Rivalität zusätzlich stimuliert, in seinen *Betrachtungen eines Unpolitischen* den »größten aller radikalen Narren« und einen sozialkritischen Expressionisten »ohne Impression, Verantwortlichkeit und Gewissen, der Unternehmer schilderte, die es nicht gibt, Arbeiter, die es nicht gibt, soziale ›Zustände‹, die es allenfalls ums Jahr 1850 in England gegeben haben mag, und der aus solchen Ingredienzien seine hetzerischliebenden Mordgeschichten zusammenbraute«.

Nehmen wir solche Breitseite zum Anlaß, uns mit dem Geschichtsbild des *Untertan* etwas näher zu befassen. Ohnehin scheint es an der Zeit, sich von der interessengetränkten Dämonisierung der Wilhelminischen Epoche zu verabschieden.



Schon vor Jahrzehnten hat sich der Historiker Thomas Nipperdey (unter erwartbarem Protest von Hans-Ulrich Wehler und Heinrich August Winkler) gegen die simplifizierende Annahme ausgesprochen, in dieser Ära schlicht eine »Untertanen-Gesellschaft« wahrzunehmen. Aller Obrigkeitsorientierung und allen Feudalrelikten und -vorrechten zum Trotz sei sie eher eine durchlässige Bürgergesellschaft gewesen, basierend auf Rechtsstaatlichkeit und Leistungsprinzip. Von einem einheitlichen Bürgertum könne man ohnehin nicht sprechen. Vielmehr gab es starke konfessionelle und regionale Differenzen, insbesondere ein Ost-West-Gefälle. Die politische Entwicklung lief dabei auf volle Parlamentarisierung hinaus. Entscheidungen seien zunehmend im Reichstag gefällt worden. Auch zahlreiche Reformbewegungen tendierten zur Modernisierung.

Wilhelm II. war übrigens keineswegs das unumstrittene Idol des Bürgertums, sondern teils heftiger Kritik ausgesetzt. Ludwig Quiddes ihn bissig verschlüsselnde Studie *Caligula* erzielte die Verkaufsauflage von einer halben Million. Auch die Mentalität jener Epoche als bloße Dekoration für Geschäftemacherei trifft in der Breite kaum zu. Der gewiß zuweilen übertriebene Respekt vor den Säulen eines Reichs, das

erst eine Generation zuvor geschaffen worden war, war zu einem beträchtlichen Teil fundiert, desgleichen die erbrachte Loyalität gegenüber einer Obrigkeit, die das zugegebenermaßen verschiedentlich ausnutzte.

Die Gründe für dieses unverkennbare Gemeinschaftsgefühl waren jenseits von Schlachtenruhm und Militärgesinnung mindestens ebenso spektakuläre wissenschaftliche, technische, wirtschaftliche, verwaltungsmäßige und kulturelle Spitzenleistungen. Man denke etwa an Firmengründer und Reeder wie Siemens oder Ballin, an Forscher wie Planck, Hahn, Haber, Bosch, Virchow oder Mommsen. Diese auch im Weltmaßstab imponierende Bilanz war nur möglich bei einer gewissen Liberalität, die aller Majestätsschutzparagraphen und offiziellen Prüderie zum Trotz übrigens auch literarische Freiheitsräume gewährte, die gewiß nicht geringer waren als diejenigen, die uns heute die sogenannte politische Korrektheit zumißt.

Wenn das aktuell meist anders gesehen wird, sollte man immerhin zur Kenntnis nehmen, welches oppositionelle Potential in Werken von Gerhart Hauptmann, Carl Sternheim, dem Simplicissimus, Ludwig Thoma oder Stefan George steckte. Allein die Tatsache, daß ein Roman wie *Der Untertan* in dieser Zeit geschrieben wurde und erscheinen konnte, relativiert das Schreckbild vom autokratischen Wilhelminismus ein wenig. Und was Sexualtabus betrifft, nehme man zur Kenntnis, daß auch Frankreich, Italien, Großbritannien oder gar die USA gewiß keine zensurlosen Gesellschaften waren.

Zudem wäre zu fragen: Wie typisch ist eigentlich ein Heßling, der seinen Schiller verkauft? War Wilhelminismus nicht eher das Prunken mit Schiller-Zitaten, auf den sich selbst größte Banausen beriefen? Ist der Drückeberger beim Militär tatsächlich ein verbreiteter Zeittypus oder wären das nicht vielmehr Figuren z.B. in Zuckmayers *Der Hauptmann von Köpenick*? Unteroffizier Hoprecht etwa oder der Bürgermeister als Reserveleutnant, von Hauptmann Schlettow ganz zu schweigen? Ist es also der Hochstapler oder der in Stolz Überzeugte, der Idealist oder der Korrupte, der letztlich die offiziellen Phrasen nur zum Geschäft benutzt? Wer später in patriotischen Aufwallungen als Kriegsfreiwilliger sein Leben oder daheim »Gold für Eisen« gab, vertrat der den Wilhelminismus nicht viel charakteristischer? Hier sind zumindest auch andere literarische Zeitzeugen und deren Figuren zu befragen: etwa Fontanes Instetten (*Effi Briest*) oder Brochs Pasenow (*Die Schlafwandler*).

Es sind solche Ungereimtheiten, die mich jahrzehntelang hinderten, Heinrich Manns zweifellos gezeigte satirische Begabung zu goutieren, der sich immerhin mit beachtlicher Konfrontationsbereitschaft einem sozialen Erzübel angenommen hatte. Ich wehrte mich dagegen, Heßling als repräsentativen Deutschen anzuerkennen. Zu sehr entsprach er der antigermanischen Karikatur linksrevolutionärer Opponenten und derjenigen alliierter Kriegsgegner. Zu sehr war eine Epoche auf ein Zerrbild reduziert worden. Zu deutlich erkannte ich die jeweils aktuelle (partei-)politische Absicht hinter solchem Angriff, seine nicht ganz saubere Instrumentalisierung. Aber ich kann die Einsicht nicht länger zurückdrängen, daß hier gleichwohl, wie vergröbert auch immer, ein bedeutsamer Vertreter unseres Volkscharakters präsentiert und seziert wird: der ewige Untertan und sein siamesischer Zwilling, der ewige Denunziant. Diesen Typus im Kern herauspräpariert zu haben, bleibt bei aller Eindimensionalität Manns Verdienst.



Szene aus Der Untertan *(Verfilmung der DEFA, 1951, Regisseur Wolfgang Staudte)*

Die Spezies Heßling ergibt sicherlich kein dokumentarisches Spiegelbild des Kaiserreichs, sondern lediglich eines ihrer besonders widerwärtigen Vertreter. Und *Der Untertan* ist auch nicht schlechthin – wie heutzutage so eilfertig wie pauschal unterstellt – ein hellsichtiger Vorgriff auf den Nationalsozialismus. Immerhin zeigt er einen gerade in solchen Herrschaftssystemen virulent gewordenen servilen Beförderer des Zeitgeists. Und er zeigt noch mehr. Denn er ist kein bloßer Epochen-, sondern eher ein überzeitlicher Charaktertypus, der sich in Umbruchs- und Krisenzeiten besonders wirksam inszeniert. Heute nicht weniger als vor hundert Jahren.

Jeder kann ihn gegenwärtig geradezu täglich am Werk sehen, sofern er ihn nicht dort sucht, wo er groteskerweise vom Mainstream verortet wird: bei irgendwelchen wirklichen oder imaginären »Rechten«. Dort ist er nämlich gewiß nicht, weil ein Untertan ständig bei den jeweiligen Siegern der Geschichte weilt – also ständig oben und nach unten tretend. Er verkörpert stets die gerade verkündete Staatsgesinnung, sei es Kaisertreue, Nationalismus und »schim-

mernde Wehr«, sei es »wehrhafte Demokratie«, Pazifismus, identifikationsloses Aufgehen in globalen oder europäischen Organisationsformen oder durch Bevölkerungsaustausch. Er votiert je nach Stimmungslage für Denkmalbau oder -sturz, Judenhatz oder Judenverklärung, für oder gegen Toleranz, wobei der Unterschied nicht groß ist, weil gerade seine Unterstützung eines solchen Projekts stets auf Verfolgung hinausläuft.

Die Lektüre des *Untertan* war ein Muß bei jenen 68ern, die angeblich erstmals »Demokratie wagten« und im Endeffekt vor allem Führungspositionen für ihre Clique erstritten, bis hin zu den »Aufgeklärten«, die mit Inbrunst am kommunistischen Personenkult partizipierten, Mao-Bibeln kauften oder für »Ho-Ho-Ho-Chi-Minh« demonstrierten. Und sie traten damit ja nur in die Fußstapfen ihrer Vorbilder aus den 1920er bis 1940er Jahren, jener heutigen republikanischen Idole wie Brecht, Feuchtwanger, Bloch oder Anna Seghers, nach denen hier Straßen und Preise benannt sind, obwohl sie seinerzeit ihren Kotau vor blutigen Parteidogmen verrichteten. Insofern darf es als historischer Treppenwitz gelten, daß dieses Buch ausgerechnet in der DDR Pflichtlektüre war, was sich im Stoffplan dann folgendermaßen niederschlug:

»Die Schüler erleben an der Gestalt des Diederich Heßling, welche Folgen die Untertanenerziehung für die Entwicklung des einzelnen Bürgers hatte und welchem Zweck diese Erziehung diente. Sie erfassen, daß sich die Macht imperialistischer Staaten auf diesen Typ des Bürgers gründet, der durch bedenkenlose Unterordnung zum willfährigen Objekt der Machtpolitik wird.«

Aber sprechen wir nicht nur über die ehemalige DDR, sondern über die gesamte Republik, wo die Praxis mittlerweile so aussieht, daß schon Schüler aufgefordert werden, sich an jener Art Demokratisierung zu beteiligen, die auf Mehrheitsdiktatur hinausläuft und politische Abweichung bereits als halbkriminell bekämpft. Selbst ethnische oder geschlechtlich unerwünschte Witze sollen gemeldet werden, und V-Männer tauchen bei Sportveranstaltungen auf, um jedes unfeine Gespräch zu belauschen, von regierungsamtlichen Denunziationsplattformen ganz abgesehen.

Mit Stasi-Methoden hat das natürlich gar nichts zu tun. Denn wir alle wollen ja nur »das Gute«. Und für derartige Prävention finden Tugendwächter stets beste Gründe, von Ministern bis zum Staatsfunk, die gegen Pegida, AfD oder jedwede nennenswerten Patrioten klotzen, als stünde ein Staatsstreich unmittelbar bevor. Daß dabei das Ganze aus dem Ruder läuft, nimmt man in Kauf. Es ist das Maßlose dieses (Um-) Erziehungswahns, das erschreckt, der vorauseilende Gehorsam, die streberhafte Übererfüllung der (vermeintlichen) sittlichen Norm, sei es in Sachen Klimaschutz, Genderwahn, Vergangenheitsbewältigung, Multikulturalismus, egalitäre Bildung, Inklusion, Willkommenskultur undsoweiter. Und so jubeln sie denn den Goldhagen, Asylanten oder Scheinasylanten zu oder ändern flächendeckend Straßenschilder mit einem Eifer, als gelte es, Kinder aus den Händen von Mördern zu befreien, umwinden wie Diederich Heßling den volkspädagogischen Rohrstock mit Kränzen.

Genug, dieser Typus, zusammengesetzt aus Feigheit und Militanz, Masochismus und Herrschsucht, existiert, wenn auch vermutlich bei nicht mehr als zehn Prozent der Bevölkerung. Er ist dennoch ausgesprochen gefährlich. Haben wir doch inzwischen schmerzlich erlebt, welchen Einfluß eine entschlossene Gruppe ausüben kann, die sich konsequent der Machtnetzwerke oder Ressentiments bedient. Auf steten Zuzug aus dem akademischen Lumpenproletariat darf sie ohnehin rechnen. Es sind Fanatiker, aber – hier stimmt einmal Heinrich Manns Analyse – gerade nicht aus unerschütterlicher Überzeugung oder Erfahrung. Haben sie doch ihre jeweilige Position frühestens eine Sekunde nach dem Gesinnungsumschwung der Mehrheit eingenommen. Sie hätten genauso gut auf der anderen Seite stehen können, gemäß Klonovskys Sarkasmus: »Mit demselben Eifer wie am Holocaust beteiligte sich Diederich Heßling am Bau des Holocaust-Mahnmals.«

Gerade diese innere Unsicherheit macht sie unfähig zu akzeptieren, daß eine lebendige Gemeinschaft von Widersprüchen und unterschiedlichen Interessen geprägt ist, daß damit jeder Kurs der Regierung oder eines Systems erwartungsgemäß Gegner hat, daß, wo alle einer Meinung sind, in der Tat meist gelogen oder unterdrückt wird. Doch das erträgt er nicht, dieser nationale, soziale, europäische, globale, ethnische oder geschlechtliche Platt- und Gleichmacher. Jede Alternative, jede konservative oder wirklich liberale »Rückständigkeit« stellt schließlich seinen Standpunkt in Frage. Also diffamiert und diskriminiert er und genießt die Verfolgung anderer als Bestätigung seines angeblich richtigen Lebensentwurfs. Selbst ohne echte Glaubensbasis, eher ein Gejagter, treibt dieser jetzt 150-Prozentige, spät Dazugestoßene andere unermüdlich zu Übertreibung und Radikalisierung. Er besudelt und verleumdet Unangepaßte, dringt in deren Netze ein, streut digitale und ideelle Viren, stets dienstbereit, wenn es gilt, Abweichler zu fassen. »Ick bün all hier« lautet seine Devise bei dergleichen Schurkereien.

Kurz: Diese Sorte Mensch lebt auch heute mitten unter uns, als Teil jener mentalitätsprägenden Schicht und »Elite«, der die Mehrheit leider nicht das Handwerk legt, weshalb diese nicht ganz zu Unrecht im Kollektiv mithaftet. Mit seinem opportunistischen Aktivitätsdrang wirkt dieser Typ als Brandbeschleuniger. Und angesichts des sozialhygienischen Schadens, den er anrichtet, sollten wir ihn mal etwas näher ins Auge fassen, statt unsere Aufmerksamkeit ständig auf vergangene Sünden zu konzentrieren. Denn vielleicht war es nicht gänzlich übertrieben, daß der sterbende Buck mit seinem schreckhaften Blick auf Diederich Heßling zur Erkenntnis kam, er habe »den Teufel gesehen!«. ■

Schöne Literatur

Boris Sawinkow: *Das fahle Pferd. Roman eines Terroristen,* Berlin: Galiani 2015. 304 S., 22.99 €

Das Pantheon der russischen Literatur ist bekanntlich nicht arm an schillernden und radikalen Köpfen, aber selbst in dieser illustren Gesellschaft nimmt Boris Sawinkow (1879–1925) eine Sonderstellung ein. Ihm gelang, was im Jahrhundert von Jünger und d'Annunzio, T. E. Lawrence und Malraux zum Ideal gewisser Strömungen der literarischen Avantgarde werden sollte: Dichter und Täter zugleich zu sein. Und was für einer: zwischen 1903 und 1906 war Sawinkow einer der ruchlosesten Drahtzieher des terroristischen Arms der sozialrevolutionären Bewegung. Seine spektakulärste Aktion war 1905 die Ermordung des Generalgouverneurs von Moskau, eines Sohns des Zaren. Die von Sawinkow geplante, aber nicht selbst durchgeführte Tat wurde den damaligen Gepflogenheiten gemäß mit dem Wurf einer selbstgebastelten Höllenmaschine bewerkstelligt. 1906 floh der Großmeister des Terrors vor dem Zugriff der Polizei nach Paris, wo ihn das Dichterehepaar Dmitri Mereschkowski und Sinaida Hippius unter seine Fittiche nahm, das zu diesem Zeitpunkt in eschatologischen Revolutionsphantasien schwelgte. Sie ermutigten Sawinkow zu jenem seltsamen Buch, dessen unzensierte Fassung erst 1913 erscheinen sollte: *Das fahle Pferd,* betitelt nach einem Vers aus der Johannes-Apokalypse, erzählte in Form eines Tagebuchs die Geschichte eines Terroranschlags, hinter dem man unschwer das Attentat auf den Großfürsten Romanow erkennen konnte. Eine hölzerne, unvollständige deutsche Übersetzung war bereits 1909 in Kopenhagen erschienen, versehen mit einer bewußt irreführenden Autorenangabe. Mehr als ein Jahrhundert später liegt der Roman endlich in einer vollständigen deutschen Fassung vor, kongenial übertragen von dem deutsch-russischen Lyriker Alexander Nitzberg. Im Nachwort verweist der Übersetzer auf die »filigrane und streng rhythmisierte Sprache« des Originals, dessen »subtile Klangfiguren« es im Deutschen zu bewahren galt. In der Tat zeichnet sich der Roman trotz des buchstäblich explosiven Inhalts durch einen kaltblütigen, sachlichen, dabei aber geradezu hypnotischen Duktus aus. Immerhin handelt es sich hier um ein Buch, über das Mereschkowski schrieb, es verhalte sich zu Dostojewski wie »die chemische Formel einer Explosion« zu »der Explosion selbst«. Angesichts eines solchen Urteils mag die eher »introvertierte« Tonlage des Romans überraschen: der Terrorist mit dem englischen Decknamen George O'Brian, das Alter Ego Sawinkows, erscheint als Vorläufer der existenzialistischen Helden eines Albert Camus, als Amoralist und Nihilist, dem der Tod als die letzte Wahrheit und Wirklichkeit erscheint, dem das Töten zur Obsession und die Todesgefahr zum einzigen Weg geworden ist, der Langeweile eines als absurd und schal empfundenen Daseins zu entrinnen. Er ist nicht weniger ein *décadent* als etwa die Figuren eines Huysmans. Während die Motive seiner Gefährten politischer, religiöser, sozialer oder auch nur privater Natur sind, scheint George gleich einem Künstler den Terror um seiner selbst willen zu betreiben, als apokalpyptischer Reiter, der trotz einer gelegentlich aufflakkernden, irrlichternden Religiosität keineswegs von einem kommenden Himmelreich auf Erden träumt. Der Rezensent mußte hier unweigerlich an ein Bekenntnis des Surrealisten Luis Buñuel denken: »Die Symbolik des Terrorismus, die unserem Jahrhundert zu eigen ist, hat mich immer angezogen. Ich meine den totalen Terrorismus, der auf die Zerstörung jeder Gesellschaft zielt, der ganzen menschlichen Rasse«, im Gegensatz zum Terrorismus als schnöde »politische Waffe im Kampf um irgendeiner Sache willen«. Trotz seines autobiographischen Hintergrunds sollte *Das fahle Pferd* jedoch nicht als ungefilterte Selbstdarstellung mißverstanden werden; der Roman ist nur eine weitere der vielen Masken, die Sawinkow im Laufe seines unwahrscheinlich anmutenden Lebens trug. So kehrte er 1917 nach Rußland zurück und wurde kurzfristig Kriegsminister unter Kerenski. Nach Ausbruch der Oktoberrevolution trifft man ihn überraschenderweise im Lager der Weißen an, im Kampf gegen die Bolschewiken, deren erbitterter Gegner er nun wurde. 1924 lockte ihn die sowjetische Geheimpolizei GPU nach Minsk. Er wurde festgenommen und zu zehn Jahren Haft verurteilt. Aus dem Gefängnis schrieb er nun Briefe an seine Bekannten, in denen er sich als glühender Bewunderer des Bolschewismus zeigte. War dieser Sinneswandel aufrichtig, war er durch Folter erzwungen? Dies ist heute ebenso ungeklärt wie die Umstände seines Todes: sein Sturz aus dem Fenster seines Gefängnisses mag Mord oder Selbstmord gewesen sein. Boris Sawinkow bleibt eine rätselhafte, undurchsichtige Figur; ein Eindruck, der durch das achtzig Seiten starke Dossier von Jörg Baberowski und Alexander Nitzberg, das der Neuausgabe dieses nicht minder rätselhaften, finster faszinierenden Romans beigegeben wurde, nur noch verstärkt wird.

Martin Lichtmesz

Auf den Straßen pfeift man keine Zwölftonreihen

Helmut Krausser: *Alles ist gut. Roman,* Berlin: Berlin Verlag 2015. 240 S., 20 €

Es gibt diese Typen, die könnten, wenn sie wollten; aber weil sie schlau genug sind, wissen sie, daß sie nicht müssen – und so bleiben sie unter Niveau. Zu diesem Typus zählt sicherlich Helmut Krausser, ein Dichter und Romanschriftsteller, der, wie man heute sagt, sein »Potential« nicht voll ausschöpft. Klappt ja auch so einigermaßen bis formidabel mit dem kommerziellen Erfolg! Krausser (Literat, Theatermensch, Musiker, Schachmeister) ist eine Art Universalgenie, das sich jedoch willkürlich (und: leider) auf bundesrepublikanische Geisteshöhe geschrumpft hat. Er veröffentlicht seit mehr als einem Vierteljahrhundert; seine Werke haben qualitativ enorme Schwingungsweiten. Krausser ist (so stellt es sich dar), ein jäher, impulsiver Charakter; Eigenschaften, die man sich dienstbar machen sollte, statt ihnen zu unterliegen. In seinem neuen Roman (einer kleinen Fortsetzung seines Erfolgstitels *Melodien* von 1993) ist es ihm über weite Strecken gut, teils furios gelungen: Protagonist Marius Brandt will nichts dringlicher, als zu reüssieren im zeitgenössischen Musikbetrieb. Deutlicher gesagt: Er will die deutsche Oper retten. Vor dem Verfall, vor der zwanghaften Mode des atonalen Unwesens. Logischerweise scheitert er an den zahllosen Nichtsnutzen, die im subventionierten Musikttheaterbetrieb zu Rang und Entscheiderfunktion gekommen sind. Durch abenteuerlichen, eher läppischen Zufall gelangen ihm alte, verschlüsselte Noten in die Hände, die er nach langer Arbeit zu enträtseln weiß. Er verwendet sie für eine Auftragsarbeit – und die aufgeführte, zauberische Musik gebiert Tote. Diese Musik ist halluzinatorisch, manipulativ, atemberaubend. Es stellt sich heraus, daß die Noten seit dem 18. Jahrhundert jüdisches Erbgut waren, höchstgeheim, eine Art Weltformel. Szenarien der Überlieferungsgeschichte wechseln sich im Rahmen einer (gegentlich an Timm Thaler gemahnenden) Mysterienhandlung mit Brandts höchsteigenen Einstellungen zur modernen Kulturbarbarei ab: Er imaginiert sich als Schöpfer und Diktator eines utopisch-altmodischen Kunstreichs voller Opernhäuser; seine Aversion gegen die Donaueschinger Avantgardekunst voller »Schab- und Kratzgeräusche«, gegen Adornos Kunstverständnis sind der Lektüre allemal wert. Unterhaltungswert: hoch! Daß Krausser auch die Niederungen genüßlich ausschweift (scheint, als hätte er ein randvolles Notizbuch für hochwitzige Formulierungen wie »eierleckende Wollmilchsau«), sei ihm verziehen, zumal er in einem neuartigen Anfall von Selbstironie einen blöden Schriftsteller namens Helmut Krausser als halbmagische Nebenrolle vorkommen läßt.

Talwärts? Ja.

Heinz Helle: *Eigentlich müssten wir tanzen. Roman,* Berlin: Suhrkamp 2015. 173 S., 19.95 €

Nach Heinz Helles furiosem Debütroman *Der beruhigende Klang von explodierendem Kerosin* (*Sezession* 59) steckte man die Erwartungen an seines nächstes Werk hoch. Das Bemühen, sie zu erfüllen, blitzt durch – ein recht typisches Phänomen für »zweite Werke«. Es steht zu vermuten, daß Helle (Jahrgang 1978) weder Michael Hanekes Endzeitfilm *Wolfzeit* (2003) noch erst recht Ian Stuarts Ballade *When the snow fell* kennt, und doch kann es passieren, daß einem bei der Lektüre Bilder und Textfetzen des einen wie des anderen Werks im Kopf echoen. Fünf alte Freunde in den Dreißigern begehen ihr jährliches »Traditionswochenende« in den Alpen. »So lustig wie früher würde es eh nicht werden«, aber es ist schon in Ordnung. Das ganz große Besäufnis wie früher bleibt aus, wozu auch, alte Geschichten werden aufgewärmt, man ißt Nutella und treibt ein paar kindische Spiele. Beim Abstieg wird schnell (es fällt kaum ein Wort dazu) klar, daß etwas Entsetzliches passiert sein muß. Verwüstung und Ruinen, wohin sie kommen. Ihnen widerfährt auf ihrem bald ziellosen Weg bergab nun das, was sie zuvor nie kannten: unstillbarer Hunger, Kälte ohne Aussicht auf Schutz, der Wegfall jeder Ordnung, jeder moralischen Schranke auch, Ausweglosigkeit in jeder Hinsicht. Bald schon essen sie Rinden, dann verwestes Fleisch, bald werden sie zu Bestien, bald muß einer zurückbleiben, bald der nächste, und so weiter, es gibt keine Hoffnung, nur das kalte Grauen. »Ich meine, wir hätten es kommen sehen können.«

Helle pflegt eine karge, präzise Sprache. Einige Passagen glänzen meisterhaft, etwa wenn der Icherzähler ein Kundengespräch imaginiert, daß sein Kumpel Golde, der Vermögensberater, täglich geführt haben mag. Golde muß ein exzellenter Verkäufer gewesen sein. Sein Tod ist monströs. Manches wird im Buch überdeutlich angesprochen (Handywegwerfen, Zivilisationskritik, eine gewisse »Unsere-Generation«-Stimmung), was man subtiler ausdrücken könnte, in anderen Punkten hätte man sich weitergehende Anrisse des psychosozialen Gegenwartselends gewünscht. In jedem Fall ist dies das Gegenteil von Erbauungsliteratur, Schwärzeres und Drastischeres ist kaum denkbar. Helle, studierter Philosoph, bleibt ein Autor, den man weiterhin erwartungsvoll lesen wird.

Ellen Kositza

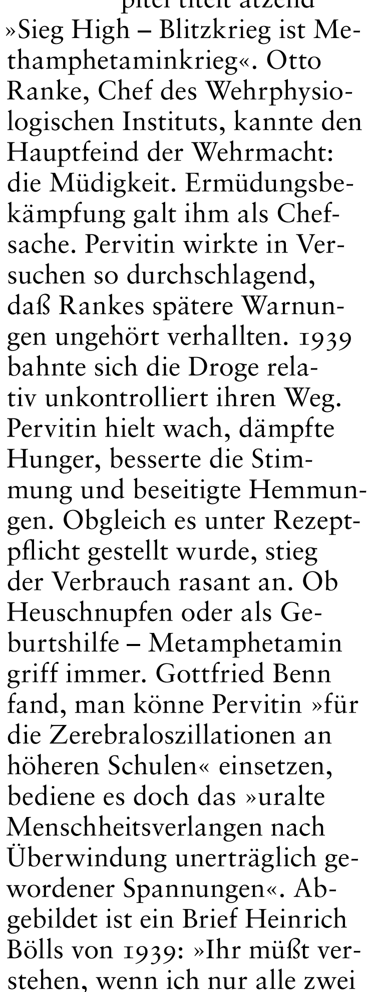
Wie es rauscht!

Norman Ohler: *Der totale Rausch. Drogen im Dritten Reich,* Köln: KiWi 2015. 363 S., 19.99 €

Daß Hitler drogenabhängig und die Wehrmacht auf Meth gewesen sein soll, daß Aufputsch- und Sedierungsmittel gang und gäbe waren unter Nationalsozialisten, ist keine These mit Neuigkeitswert. Allerdings galten solche Befunde bislang als Aufbereitungen aus der Gerüchteküche und als Versuch, durch Pathologisierung sowohl Durchhaltewillen und -kraft als auch die Brutalität der Akteure zu begründen. Unvoreingenommenheit wird man Norman Ohler, der als Brotberuf dem Roman- und Drehbuchschreiben nachgeht, ebensowenig attestieren können wie eine Ausbildung zum Historiker. Er hatte für ein Romanvorhaben recherchiert, wovon zahlreiche flapsige Überschüsse im Stil (»Deutschland sucht den Superjunkie«; Rommel als »Crystal-Fuchs«; Hitler mit »Laberflash«; eingangs werden reißerisch »Gefahren und Nebenwirkungen« der Lektüre – »für Kinder unzugänglich« – genannt) zeugen. Die Fülle des teils entlegenen, zuvor ungesichteten Materials hat aus Ohlers Belletristikplan ein Sachbuch wachsen lassen – und das hat es in sich. Daß es sich spannend wie ein Krimi liest, bedeutet nicht, daß der Autor eine wilde Geschichte aus Indizien strickt, (beinahe) alles ist gut belegt. Nach der Lektüre ist zu konstatieren: Hinter diesen Forschungsstand kann man nicht zurück. Dies gilt für das Kernsujet des Buchs; zahlreiche Nebenbehauptungen (beispielhaft Ohlers Behauptung, beim Luftangriff auf London 1940 handelte es sich um den »ersten systematischen Terrorangriff des Krieges«) sind zweifelhaft oder unzutreffend.



Das erste von vier Großkapiteln widmet sich der »Volksdroge Methamphetamin«. Ohler zeigt, wie sehr Produkte wie Marianiwein, Mormonentee und die pervitinhaltigen Hildebrand-Pralinen (»mehr Freude bei der Hausarbeit!«) in sämtlichen Schichten der Bevölkerung verbreitet waren. Kleine Dosen Pervitin galten für unbedenklicher als Koffein; Heroin, so warb der Pharmakonzern Bayer, könne bei Husten und Darmkoliken selbst Säuglingen verabreicht werden. Sowohl Nationalsozialisten als auch Kommunisten nahmen in den dreißiger Jahren den Kampf gegen »Degenerationsgifte« auf. Die ab 1933 etablierten Karteien, in denen Abhängige erfaßt wurden, bezeichnet Ohler als Instrumente »zum Ausbau eines Spitzelstaats«. Man hätte es auch als Maßnahme zur Förderung der Volksgesundheit nehmen können – die spätere Konterkarierung wäre entlarvend genug. Das zweite Kapitel titelt ätzend »Sieg High – Blitzkrieg ist Methamphetaminkrieg«. Otto Ranke, Chef des Wehrphysiologischen Instituts, kannte den Hauptfeind der Wehrmacht: die Müdigkeit. Ermüdungsbekämpfung galt ihm als Chefsache. Pervitin wirkte in Versuchen so durchschlagend, daß Rankes spätere Warnungen ungehört verhallten. 1939 bahnte sich die Droge relativ unkontrolliert ihren Weg. Pervitin hielt wach, dämpfte Hunger, besserte die Stimmung und beseitigte Hemmungen. Obgleich es unter Rezeptpflicht gestellt wurde, stieg der Verbrauch rasant an. Ob Heuschnupfen oder als Geburtshilfe – Metamphetamin griff immer. Gottfried Benn fand, man könne Pervitin »für die Zerebraloszillationen an höheren Schulen« einsetzen, bediene es doch das »uralte Menschheitsverlangen nach Überwindung unerträglich gewordener Spannungen«. Abgebildet ist ein Brief Heinrich Bölls von 1939: »Ihr müßt verstehen, wenn ich nur alle zwei bis vier Tage schreibe. Heute schreibe ich hauptsächlich um Pervitin!« Private Bitten erübrigten sich bald: Für Heer und Luftwaffe hatte die Wehrmacht 35 Millionen Tabletten bestellt, »in Chemiegewittern« läßt Ohler die Armee agieren. Er meint es polemisch – seine Nachweise sprechen eine deutliche Sprache. Die Archive reden für Ende 1940 von über einer Million Dosierungen pro Monat.



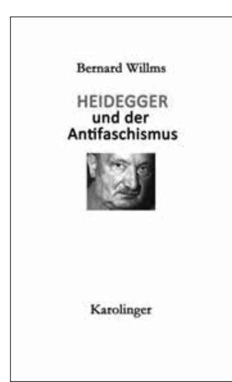
Das dritte Kapitel nimmt Hitlers Drogenkonsum und sein Verhältnis zu Leibarzt Theo Morell unter die Lupe. Wo Historiker wie Ian Kershaw schrieben, 90 Mittel während des Krieges, 28 pro Tag, hätten Hitlers Verfall nicht aufhalten können, attestiert Ohler eine Umkehrung von Ursache und Wirkung. Hitler ließ sich (meist intravenös) einen solchen Medikamentencocktail verabreichen, daß Wirkungen und Nebenwirkungen sich ein unaufhaltsames Rennen lieferten. Ohler treibt einigen Aufwand, um herauszufinden, ob sich hinter dem ominösen täglichen »x« in Morells Aufzeichnungen Traubenzuckerinjektionen oder (wahrscheinlicher) das starke Opioid Eukodal verbarg. Im vierten Kapitel widmet sich Ohler »späten Exessen«. Hier (»Der tausendjährige Rausch«) will er sensationistisch »aufräumen« mit dem »Mythos der sauberen Wehrmacht« und vor allem der Marine. Admiral Heyes Name nennt Ohlers ulkigerweise »lautmalerisch« – einerlei: Heye segnete in Zusammenarbeit mit Obersturmbannführer Otto Skorzeny den Einsatz einer »Hammerdroge« ab, die aus einer Mixtur aus Eukodal, Kokain und Methamphetamin bestand. Der Spezialeinsatz der Marine wurde (Nebenwirkungen!) zum Fiasko. Vom berüchtigten Schuhläuferkommando in Sachsenhausen wurden – hier arbeiteten Marine und SS Hand in Hand – neue Drogenkombinationen getestet. Derweil wurde Hitler im Bunker drogengesättigt zu »einer Art leiblichem Seismografen für die sich abzeichnende Niederlage«.

Ellen Kositza

Heidegger zwischen Antifaschismus und Theologie

Bernard Willms: *Heidegger und der Antifaschismus,* hrsg. von Till Kinzel, Wien: Karolinger 2015. 135 S., 19.90 €
George Remete: *Martin Heidegger zwischen Phänomenologie und Theologie,* Wachtendonk: Hagia Sophia. 198 S., 18.90 €

Zwei sehr unterschiedliche Annäherungen an Heidegger sind erschienen. Während sich Bernards Willms' Text über Antifaschismus und Heideggerrezeption in Deutschland im »Vorhof der Philosophie bewegt«, führt uns George Remetes Werk über Heidegger und die Gottesfrage tief in das Denken des Philosophen. Willms, Professor für Politwissenschaften, Republikaner und ausgewiesener Hobbes-Experte, nahm in seinem um 1989 entstandenen Text die Kontroverse um Heidegger zum Anlaß einer geschliffenen Antifaschismuskritik. Vor dem Erscheinen der *Schwarzen Hefte* verfaßt, ist seine Analyse der Struktur intellektueller Debatten in Deutschland immer noch gültig. In spritzigem Stil führt er die antifaschistische »Betroffenheit« der linken Kulturhegemonie vor. Er sieht im modernen Antifaschismus ein überlebtes Konzept, das sich zu Unrecht auf seine »Märtyrer« beruft. Willms stellt fest, daß die sowjetische Parole des Antifaschismus, anders als die transatlantische Totalitarismusthese, den kalten Krieg überlebt hat. Sie führe zu einer »Barbarisierung« des Denkens, die von einem »Verlust der Fähigkeit zur Differenzierung« gekennzeichnet sei. Es herrsche erstickender Bekenntniszwang. Bereits der Vorwurf des »Faschismus« komme dem Schuldspruch gleich. Der »eliminatorische Antifaschismus« entschulde den Archipel Gulag und wolle zugleich die gesamte konservative Traditionslinie austilgen. Gerade weil Heidegger diese »Signatur des Zeitgeistes« am klarsten gesehen habe, werde er zum Opfer des Antifaschismus. Er ist nach Willms der letzte und größte Vertreter einer Tradition, die sich der Vermassung und der »materiellen Gesinnung des technischen Zugriffs auf die Welt« entgegenstellt. Lesenswert ist dieser Text in der Zeit von »refugees welcome« vor allem durch seine schonungslose Bloßstellung der »betroffenen« Gutmenschen, die eigentlich die wahren »Dunkelmänner« (Willms) sind.
Der orthodoxe Theologe George Remete nähert sich Heidegger anders. Kontroversen sind ihm keiner Erwähnung wert. Er geht ohne Umschweife »ad rem«, Kenner der Materie fühlen sich hier sofort zuhause. Remete ist ein geschulter Heideggerianer. Seine These, die das ganze Werk durchzieht, lautet: Heideggers Ablehnung des Christentums bezieht sich primär auf die Westkirche und ihren »rationalistischen« christlich-platonischen Gottesbegriff. Die »apophantische Theologie« der Orthodoxie ist, so Remetes Überzeugung, mit Heideggers Philosophie vollkommen vereinbar.
In elaborierter und quellennaher Ausführung arbeitet er Heideggers Kritik an der westlich-scholastischen Ontotheologie heraus. Er sieht darin eine »gottesfürchtige Gottlosigkeit«, einen »heroischen A-Theismus«, der keine Gleichgültigkeit, sondern ein ehrliches Ringen mit der Gottesfrage ist. In einem »götzenvernichtende[n] Apophantismus« nietzscheanischer Prägung »legt er die Katastrophe bloß«. Gott, als »das, wozu ihn die Theologen machten«, ist tot.
Er trifft so jene, die »mit Gott umgehen wie mit einem Taschenmesser« (Heidegger) und denen Remete ein »konformistisches, gemütliches, träges und scheinheiliges theologisches Denken« vorwirft. Heidegger sei damit ein »Korrektiv«, ein Feuer der Kritik, durch das alle wahre Theologie und Gläubigkeit gehen müsse.
Remete sieht in seinem Seinsdenken und der »lichtenden Verbergung« eine Strukturähnlichkeit zum sich verbergenden »apophantischen« Gott der Orthodoxie. Der orthodoxen Mystik entspricht, daß Heidegger der Wahrheit der Kunst ihre Würde zurück gibt und die Alleinherrschaft des rationalen Denkens bestreitet. Bei aller Bewunderung und Sympathie bekennt Remete aber ehrlich die Differenz. Heidegger war ein Grenzgänger des Heiligen. Er steckte hütend und wehrend den Raum des Sakralen denkerisch ab. Doch seine phänomenologische »Rigorosität«, so Remete, verunmöglichte ihm einen »leap of faith«. Heidegger sei endlich an Jesus Christus, dem »alleinigen Dasein«, »vorbeigezogen«. Sein Glauben sei eine »unmögliche Mischung von Heidentum und Christentum« gewesen, doch seine gelebte »lebenslange Frömmigkeit« gegenüber den heiligen Dingen überzeugt Remete: Heidegger sei in seiner heroischen Gläubigkeit, seiner frommen Rebellion im »Schoß der christlichen Urkirche« geblieben.



Remete ist in seiner Quellenkenntnis beeindruckend, in seinem Feuer mitreißend, in seiner Empathie berührend und in seinen Thesen herausfordernd. Schützenhilfe bekommt er von keinem Geringeren als Friedrich-Wilhelm von Herrmann. Dieser meinte unlängst in einem Interview mit Alexander Dugin, daß er Heideggers gesamte Philosophie mit einem christlichen Glauben für vereinbar hält. Mehr noch – von Herrmann wird zum Kronzeugen von Remetes These: Heidegger habe explizit im »ostkirchlichen Gottesverständnis« eine Möglichkeit zur Erneuerung des ausgetrockneten, westlichen Glaubens gesehen.

Martin Sellner

Die Sonne sinkt im Westen

Alexander Kissler: *Keine Toleranz den Intoleranten. Warum der Westen seine Werte verteidigen muss,* München: Gütersloher Verlagshaus 2015. 183 S., 17.99 €

Der bekannte Kulturjournalist Alexander Kissler, dessen betont katholische Haltung manche aus dem überwiegend linksliberalen Feuilleton irritiert, nimmt die Ereignisse um *Charlie Hebdo* Anfang 2015 zum Anlaß, religionspolitische Frontlinien der Gegenwart zu inspizieren. Er ordnet diesen Vorfall in größere Zusammenhänge ein. Kissler positioniert sich erfreulicherweise klar. Er denkt über den Begriff der wehrhaften Toleranz nach. In diesem Kontext beruft er sich auf klassische und gegenwärtige Vertreter einer solchen Auffassung. Voltaire gehört seiner Meinung nach ebenso dazu wie heutige Gelehrte vom Schlage Philippe Nemos, Rémi Bragues und Heinrich-August Winklers, die über die Seele des Westens reflektieren. Freilich stehen die Reaktionen auf die erwähnten Pariser Morde exemplarisch für stille Kapitulationstendenzen. Kissler beleuchtet den zunehmenden, fast ausschließlich von Muslimen provozierten Antisemitismus. Er präsentiert viele Beispiele für die fortschreitende Dominanz des Islam. Den Gipfel inländischer Unterstützung bildet die seichte »Der-Islam-gehört-zu-uns«-Rhetorik hoher Amtsträger, weiterhin die jüngste Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts zu Kopftuchträgerinnen im öffentlichen Dienst, die sich nicht scheut, frühere Urteile auf den Kopf zu stellen.

Es ist nicht nur einer trägen und individualistisch-konsumorientierten wie säkularisierten Mehrheit der westlichen Gesellschaften zu verdanken, daß das Proprium des Westens (wenn überhaupt) nur unzureichend verteidigt wird. Darüber hinaus sollte eines nicht vergessen werden, das bei Kissler nicht ausreichend thematisiert wird: Die gesamte Neuzeit hindurch sind relativistische Tendenzen, die heute voll zum Tragen kommen, in unserem Kulturkreis üblich. Kissler hätte neben Voltaires Buch *Über die Toleranz* das von Montesquieu *(Persische Briefe)* legen sollen, in dem Reisende die Freiheit in islamischen Ländern preisen.

Der weithin zu konstatierende Verlust von Glauben und nationaler Identität hat diesen Trend nachhaltig verstärkt. Ergebnis ist die Situation, in der wir uns befinden. Kissler entgeht nicht der Modeerscheinung der (pseudo-)religiösen Glorifizierung des Westens. Gerade das ist zu kurz gedacht; denn der omnipräsente Liberalismus schwächt die Bastionen von innen, die das Immunsystem nach außen generieren sollen.

Felix Dirsch



Tödliche Umarmung oder Entvölkerungsprogramm?

Finn Anderson: *Biowaffen-Apokalypse. Von der Spanischen Grippe zum Ebola-Probelauf,* Tübingen: Hohenrain 2015. 160 S., 13.80 €

Im Dezember 2013 ereignete sich in Guinea der Indexfall der westafrikanischen »Ebolafieber-Epidemie 2014«. Da man das rasche Umsichgreifen des hochvirulenten Ebolavirus aus Angst vor einer Panik monatelang unter Verschluß hielt und erst im März 2014 offiziell um Hilfe ansuchte, konnte sich der Ausbruch zur stattlichen Pandemie mit Todesfällen auch in Spanien, Großbritannien und den USA auswachsen. Die offiziellen Zahlen gehen von rund 28 700 Ansteckungen und 11 350 Todesopfern aus; die Letalität der Virusvariante betrug also knapp 40 Prozent, was für einen Ebolastamm ungewöhnlich ist und die Verbreitung steigert.

Ausgehend von der rasanten Entwicklung in Afrika und der Bedrohung durch in ihre Heimatländer ausgeflogene Infizierte hat sich der wohl pseudonyme Autor Finn Anderson an einer Übersicht der Geschehnisse und historischer Pandemien versucht. Leider wird der zugrundeliegende Argwohn bereits in der Einleitung deutlich hervorgehoben: Ob es sich bei den weitläufigen Ansteckungen und destabilisierenden staatlichen Auswirkungen nicht vielmehr um Testläufe eines Programms zur weltweiten Bevölkerungsreduktion handeln könnte? Derartige Theorien schwirren seit Jahrzehnten durch Bücher und vor allem das Internet. Angefangen bei Schwermetallverbindungen, die über Chemtrails oder verseuchtes Papiergeld die Menschen sukzessive sterilisieren sollen, bis hin zum HI-Virus, das zur Verringerung der schwarzen US-Population in einem CIA-Labor gezüchtet worden sein soll (demnach soll das Akronym AIDS in zynischer Weise für »Another Invented DiSease«, also »eine weitere erfundene Seuche«, stehen). Anderson führt hier vor allem die seit den ersten bekannten großen Ausbrüchen von 1967 (Marburgvirus) und 1976 (Ebolavirus, Zaire-Spezies) noch immer nicht aufgeklärten Entstehungs- und Verbreitungswege der Filoviren ins Feld, die auf eine mögliche Vertuschung hindeuteten. Ausgiebig diskutiert wird die unklare Möglichkeit einer Ausbreitung durch die Luft per Aerosol, deren Chancen beide Großmächte des Kalten Kriegs in ihren Biowaffenprogrammen untersuchten.

Trotz allen Faktenreferierens über bio- und bakteriologische Aufrüstungen und Kampagnenpläne der vergangenen hundert Jahre liegt der Fokus des bündigen, aber nicht ganz sachlich geschriebenen und mit Ausrufezeichen nicht geizenden Büchleins vor allem auf Konspiration, nicht aber auf den tatsächlichen katastrophalen Auswirkungen der Globali-

sierung und überzogenen Humanitätsduselei. Wo Pfleger zu Überträgern unverantwortlich engen Kontakt pflegen und es Petitionen gegen die vorbeugende Tötung vielleicht infizierter Haustiere gibt, braucht man sich auch ohne böswilligen militärisch-industriellen Komplex um die rasante Ausbreitung tödlicher Erreger keinerlei Illusionen machen.

Nils Wegner

Majestät

Guntram Schulze-Wegener: *Wilhelm I. Deutscher Kaiser – König von Preußen – Nationaler Mythos,* Hamburg/Bonn: E. S. Mittler & Sohn 2015. 519 S., 24.95 €

Im Bismarck-Jahr 2015 dachten wohl die wenigsten an den Monarchen, dem der große Reichskanzler 26 Jahre lang diente: Friedrich Wilhelm Ludwig von Hohenzollern-Brandenburg, König von Preußen und erster einer sehr kurzlebigen Dynastie »Deutscher Kaiser«, steht historiographisch im Schatten seines ungleich bekannteren gleichnamigen Enkels. Der exzentrisch wirkende, körperbehinderte und diplomatisch ungeschickte letzte preußische Monarch eignet sich für die immer neue »Bewältigung« in geschichtspolitischer Absicht ersichtlich besser als der besonnene »greise Kaiser«. Ganze vier Biographien über diesen erschienen seit seinem Ableben 1888. Das fachwissenschaftliche Interesse an Bismarck und Wilhelm II. habe Wilhelm I. »in fast herabwürdigender Weise überlagert«, schreibt Schulze-Wegener. Eine aktuelle Biographie war also überfällig, und das vom Verlag mutig außerhalb aller denkbaren Jubiläen plazierte Werk füllt die Lücke außerordentlich gut.

Wilhelm, bei Inthronisierung als König bereits im Pensionistenalter und erst zehn Jahre später unter hier ausführlich geschilderten denkwürdigen Umständen ohne Krönung zum Kaiser »ausgerufen«, war dieses Schicksal trotz seiner Abkunft nicht in die Wiege gelegt. Erst der geistige Verfall seines älteren Bruders ließ ihn in die Königswürde hineinwachsen, als er schon eine bedeutende militärische Karriere hinter sich hatte. Die soldatische Erfahrung blieb bis ans Lebensende prägend; ein Jahr vor seinem Tod feierte er sein 80-jähriges Dienstjubiläum.

So stehen die Jahre als Kaiser auch nicht im Zentrum des Buches. Wilhelm war General, Gouverneur mehrerer Provinzen und Abgeordneter. Er war unglücklicher Liebhaber, dann Familienvater, Freimaurer und frommer Christ, Pflichtmensch und – manchmal – aufsässig und stur. Es entsteht das Lebensbild eines tiefgläubigen, disziplinierten Mannes, dessen Alltag und Herrschaft von »Pflicht und Ordnung, Protokoll und Etikette« bestimmt waren und dem die tragische Rolle zufiel, inmitten eines geradezu explodierenden technischen Fortschritts und sozialen Wandels als Repräsentant einer ungeahnt schnell vergangenen Epoche weiterzuwirken.

Der Autor ist Militärhistoriker und langjähriger Herausgeber populärwissenschaftlicher Zeitschriften, die sich dem linksliberalen Zeitgeist stets weitgehend entzogen. Den Leser erwarten manche Spitze gegen angepaßte akademische Lohnschreiber und eine patriotische, die deutsche Geschichte als eigene mit allen Höhen und Tiefen annehmende Grundhaltung, die gleichwohl Platz für humorvolle Brechungen läßt und nie in enthusiastische Albernheit abgleitet. Andererseits dürfte die Arbeit mit ihren 1100 Quellennachweisen und dem seitenlangen Literaturverzeichnis wissenschaftlich wenig angreifbar sein. Nur ein Personenverzeichnis vermißt man schmerzlich; es hätte im Dickicht Hunderter Namen dringend benötigte Orientierung geboten.

Abgesehen von dieser Nachlässigkeit liegt hier ein Buch vor, daß schon wegen seiner Konkurrenzlosigkeit auf dem Markt zum neuen Standardwerk werden muß. Eine quellensatte Monographie auf dem neuesten Stand und ein anregender Schmöker zugleich: Mehr kann man von einem Sachbuch tatsächlich nicht erwarten.

Konrad Gill

Selbstzerstörungspotential

Peter Furth: *Massendemokratie. Über den historischen Kompromiß zwischen Liberalismus und Sozialismus als Herrschaftsform,* Berlin: Landt 2015. 196 S., 24 €

Der Sozialphilosoph Peter Furth zählt nicht zu jenen Wissenschaftlern, die ihre Arbeiten wie am sprichwörtlichen Fließband publizieren. Aber das, was Furth veröffentlicht, hat es in sich. Sieben Jahre nach der bedeutenden Aufsatzsammlung *Troja hört nicht auf zu brennen* legt der Doktorvater Rudi Dutschkes nun eine Textsammlung vor, die vier Essays (zwei bis dato unveröffentlicht) und eine umfangreiche, beachtenswerte Einleitung Frank Böckelmanns beinhaltet. Der Herausgeber der Vierteljahreszeitschrift *Tumult* bietet dem Leser die erste Tour d'horizon durch Furths Werkbiographie: Dessen Weg führte ihn über die Kritische Theorie (er war zeitweise Hilfskraft in Adornos Frankfurter Institut für Sozialforschung) ins Umfeld des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS), hernach zur Forschung an der Freien Universität Berlin, bevor es zu seinem persönlichen Wendepunkt kam, an dem er sich von der Kulturrevolution der »68er« abwandte und beispielsweise für die *Staatsbriefe* Hans-Dietrich Sanders zur Feder griff. Freilich ist Furth kein Renegat im strengen Sinne. Der Epo-

che der Aufklärung wie einer »konservativen Verteidigung des Marxismus« fühlt er sich weiter verbunden. Gerade weil er etwa den Marxismus und seine Feinheiten versteht, kann er die Unzulänglichkeiten der postmodernen Linken offenlegen und analysieren. Neben seiner zeitgeschichtlichen Forschung tritt seit seiner Emeritierung – an Panajotis Kondylis (1943–1998) geschult, seine Thesen weiterführend – eine zeitdiagnostische hinzu, wobei der Terminus »Massendemokratie« im Zentrum des Interesses steht.
Furths Kernthese nun: Trotz der Widersprüche des Kapitalismus und seiner bürgerlichen Gesellschaft gehe die Bourgeoisie ihrer Herrschaft nicht verlustig. Das Selbstzerstörungspotential der bürgerlichen Gesellschaft wird durch Massendemokratie gebändigt, d.h. durch den Kompromiß zwischen Liberalismus (des Bürgertums) und Sozialismus (der unteren Schichten) als »Abschluß der Kämpfe um den Nachlaß der bürgerlichen Revolution« (Furth). Die Übereinkunft besteht – vereinfacht gesagt – darin, daß beide Ideologien ihre Endziele vertagen; die Zufriedenheit der Masse wird durch Konsum und Partizipation am Güterreichtum hergestellt, die Zufriedenheit des Bürgertums durch die Bewahrung seiner hegemonialen Stellung in Staat und Gesellschaft im massendemokratischen Postkapitalismus, dessen Verwerfungen durch den Sozialstaat, diese »alles überwölbende Institution« (Furth), abgefedert werden.
Zudem bearbeitet Furth die soziale Kontrollfunktion der allgegenwärtigen »Political Correctness«. Doch trotz solcher Bindemittel, zu denen er auch Ideologeme des Humanitarismus rechnet, gibt es auch für diese Querfront der Materialismen keine Ewigkeitsklausel. Furth gibt daher zu bedenken, daß die Saturiertheit der Massendemokratie verloren gehen werde. Woher diese – ohne ihre Stabilitätsbedingung Wohlstand – Legitimität vor den Menschen bezöge, bleibt folglich offen. Gemeinschaftsdenken fällt als allgemeine Klammer aus; die Bedeutung von Abstammung und Religion, Staat und Nation wurde durch beide großen Ideologien zugunsten schrankenloser Atomisierung nivelliert. Das wird zur Gefahr für die Massendemokratie, deren dauerhaftes Überleben nach Furth auch im 21. Jahrhundert wesentlich an eine föderal- oder nationalstaatliche Konzeption geknüpft ist.

Benedikt Kaiser

Jünger: Ich werd' aber nicht Christ

Christophe Fricker (Hrsg.): *Ernst Jünger – André Müller. Gespräche über Schmerz, Tod und Verzweiflung,* Köln u.a.: Böhlau 2015. 234 S., 24.90 €

Der Journalist André Müller (1946–2011) ist durch seine Interviews bekannt geworden. Seit den siebziger Jahren hatte er sich darauf spezialisiert, berühmten Zeitgenossen mit unerbittlichen Fragen auf den Leib zu rücken. Müller konnte diese Interviews in großen Tages- und Wochenzeitungen, aber auch Magazinen wie *Playboy* oder dem *Spiegel* unterbringen. Der ein oder andere Skandal folgte daraus. So machte Claus Peymann, damals Intendant des Wiener Burgtheaters, aus seiner Verachtung für einige Personen keinen Hehl, was entsprechende Reaktionen zur Folge hatte. Oder Hans-Jürgen Syberberg, der Müller zum Duell fordern wollte.



Bei seinen Gesprächen mit Ernst Jünger ist bei Müller dagegen offenbar echte Sympathie im Spiel, die bald auch von Jünger erwidert wird.
Die drei Gespräche, die Müller mit Jünger führte, fanden 1989, 1990 und 1993 in Wilflingen und München (in der Wohnung von Jüngers Neffen) statt, zwei erschienen in der *Zeit*. Darüber hinaus standen beide in Brief- und Telefonkontakt und trafen sich gelegentlich. Die Briefe, Telefonate (als Notiz oder Anrufbeantworterspruch) und vor allem die wörtlichen Transkripte der Interviews liegen jetzt gesammelt vor. Jünger zeigt sich darin als hellwacher Gesprächspartner, der allerdings auf viele Fragen Müllers recht einsilbig antwortet.
Im Band wird zwar gezeigt, mit welcher Akribie Müller die Transkriptionen bearbeitet hat, um die Druckfassungen zu erstellen – die Druckfassungen selbst sind jedoch nicht dokumentiert. Dabei zeigt gerade der Vergleich, daß Müller aus dem Rohmaterial des Gesprächs etwas ganz Neues geschaffen hat. Er konnte sich dabei des Vertrauens von Jünger offenbar gewiß sein, da er die Druckfassungen nicht zur Autorisierung vorlegen mußte. Um ein Beispiel für die Umarbeitung zu geben:
In der Druckfassung des ersten Gesprächs antwortete Jünger auf die Frage »Sind Sie Christ?«: »Nein. Das ist gar nicht nötig. Der einzelne tritt, wie Stirner sagt, dem Verein ab und zu bei. Das kann die Nation sein, die Familie oder auch eine Glaubensgemeinschaft. Er sieht sich das an wie im Zirkus, findet das eine gut, das andere weniger, und geht dann wieder hinaus. Was immer er tut, er bleibt er selbst. Ich habe ihn den Anarch genannt.«
Im Gespräch selbst wird Stirner bei der Antwort auf eine ganz andere Frage, nämlich bei der nach dem eigenen Weg unter extremen Bedingungen, angeführt. Allerdings hat Müller Jüngers Haltung damit nicht verfälscht, da dieser auf Müllers Aussage »Kierkegaard und die sind alle später Christen geworden. Das enttäuscht mich immer so« antwortet: »Ja, ich werd' aber nicht Christ.« Jünger betont diese Haltung noch einmal im zweiten Gespräch, wenn er sagt: »Ich bin aber kein Christ.« Er

ist bekanntlich wenige Jahre später zum katholischen Glauben übergetreten.

Erik Lehnert

Schluß mit der Engländerei!

Myriam Grobe (Hrsg.): *Der Anglizismen-Index 2015,* Paderborn: IFB Verlag deutsche Sprache. 311 S., 16 €

Der *Anglizismen-Index* wird in Verbindung mit dem Verein deutsche Sprache, dem Sprachkreis Deutsch (Bern) und dem Verein Muttersprache (Wien) herausgegeben. Aufgelistet werden (in laufender Aktualisierung) gegenwärtig rund 7500 Anglizismen, die in der deutschen Alltagssprache verwendet werden. Der Index versteht sich als Orientierungshilfe für alle, die in deutschen Texten englische und pseudoenglische (wie *handy, egoshooter, dressman*) Ausdrücke vermeiden wollen. Ebenso läßt sich das Buch als Übersetzungshilfe für entlegenere oder in der Onlinekommunikation (verbessere: netzgestützte!) übliche Wörter (*leetspeak, mutual, reverse angle*) dienstbar machen. Reine Fachtermini sind dabei nicht berücksichtigt. Nicht aufgeführt sind sowohl obszöne Wörter als auch solche, die seit langer Zeit assimiliert sind (Partner, Keks). Eine Nummer von eins bis drei zeigt zudem – aus dem subjektiven, unterm Strich eher moderaten als strengen Blickwinkel der Autoren – an, ob es sich (1) um ergänzende Anglizismen handelt, die neue Ausdrucksmöglichkeiten eröffnen oder bereits als Lehnwörter gelten können (Boiler, Looping, lynchen), um (2) differenzierende Wörter, die einen neuen Sachverhalt bezeichnen (*loverboy, hardware, establishment*) oder um (3) verdrängende Anglizismen (*deadline* statt Termin/Frist, *paywall* statt Bezahlschranke, *bottom-up* statt aufwärts) die statt existierender und präziser deutscher Wörter vermehrt Verwendung finden. Insgesamt werden 75 Prozent der aufgeführten Anglizismen als »verdrängend« eingestuft. Deutsche Alternativbegriffe gibt es jedoch auch für Wörter der Kategorien (1) und (2); etwa »Nebellogik« für *fuzzy logic,* »Flugkater« für Jetlag, »Gesindel/Pack« für Mob.
In einem fünfunddreißigseitigen Anhang finden sich einige Textbeiträge, etwa zu Sprachloyalität und »Engländerei« (Anglomanie). Grinsen darf man über Andy Möller, der einst »vom Feeling her ein gutes Gefühl hatte«, sich erfreuen an den hier lobend vorgeführten Wortschätzen eines Martin Walser von »Affärenlächerlichkeit« bis zu »Beleidigungsspezialisten«. Dieses Kompendium ist nicht nur nützlich und unterhaltsam, es kommt zudem vollkommen ohne beckmesserischen und oberlehrerhaften Gestus aus. Darum läßt sich auch in der Polemik gegen die »Engländerei« das zwinkernde Auge nicht übersehen.

Franziska Kunc

Laufen, Leiden, Luxus

Matthias Politycki: *42,195. Warum wir Marathon laufen und was wir dabei denken,* Hamburg: Hoffmann und Campe 2015. 319 S., 20 €

Wenn man Reich-Ranicki glauben darf, »ist der Sport an sich für die Literatur uninteressant«, weil der Sport all das liefere, was das Publikum brauche: Spannung und Unterhaltung. Der Sport vermag es zudem noch, die Zuschauer zu »fast identisch reagierenden Gemeinschaften werden lassen« (was die Literatur nicht kann). Dennoch hat eine dramatische Sportart wie das Boxen Eingang in die Literaturgeschichte gefunden, wohingegen der wenig aufregende Langlauf es lediglich zur Metapher gebracht hat. Insofern ist es ein Wagnis, wenn ein Schriftsteller wie Matthias Politycki ein Buch über den Marathon schreibt. Die Geschichte des ersten Marathonläufers ist zwar an Dramatik kaum zu überbieten, doch darum geht es Politycki nicht. Es geht ihm um das Laufen, dem Millionen frönen, um im besten Fall mal an die Leistungsgrenze zu gehen, mithin um das, was in Deutschland unter »Volkslauf« firmiert. Politycki hat keinen Roman über das Laufen geschrieben, sondern ein Buch, das geschickt zwischen Erfahrungsbericht und Beobachtungen über die laufende Allgemeinheit pendelt.
Politycki ist offenbar relativ spät zum Marathon und damit zum ernsthaften Training gekommen. Jedenfalls stammen seine Bestzeiten für den Halbmarathon und den Marathon aus dem Jahr 2013, da war er bereits fast 60. Politycki beschreibt das Laufen aus dem Blickwinkel desjenigen, der beim Laufen ein Ziel braucht, das über den Erhalt der eigenen Leistungsfähigkeit hinausgeht. Das Buch ist in 42 Kapitel unterteilt, die sich mit unterschiedlichsten Aspekten des Laufens beschäftigen.
Selbst wenn diese Beschäftigung manchmal ins technische Detail geht (etwa bei der Frage der besten Laufschuhe), so bleibt Politycki doch meistens als derjenige erkennbar, als der er auch in konservativen Kreisen geschätzt wird: Als ein sprachbewußter Autor, der sich über die menschliche Bedürftigkeit nach Halt und Grenze keine Illusionen macht und das Laufen als einen notwendigen Luxus definiert.



Daß es sich beim Laufen um Luxus handelt, ist einleuchtend. Die Zeit zum Laufen muß man sich nehmen wollen (und können). Notwendig ist das Laufen, weil es eine Möglichkeit ist, sich der »medialen Dauerberieselung« zu entziehen. Diesen Luxus hat jeder selbst in der Hand. Nicht wenige verzichten darauf, weil sie Telefon oder Musik mit sich führen. Nicht so Politycki, der die Stille lobt oder die

Geräusche der Umgebung auf sich wirken läßt.
Einen weiteren Luxus sieht Politycki darin, daß man beim Laufen nur eine Sache macht, wohingegen wir sonst gewohnt sind, mehrere Sachen gleichzeitig zu tun: »Erst wenn man auch all das Langweilige am Laufen akzeptiert, ist man bereit für den Moment, wo die Ödnis der Strecke aufreißt und das Glück am Wegesrand freigibt.« Es sind Sätze wie dieser, die zeigen, daß Sport für die Literatur durchaus interessant sein kann.

Erik Lehnert

Es war nicht alles schlecht

Karlheinz Weißmann: *Deutsche Geschichte für junge Leser,* Berlin: JF Edition 2015. 252 S., zahlreiche Abb., 29.90 €

Der erfahrene Gymnasiallehrer und Publizist Karlheinz Weißmann ging jahrelang mit der Idee schwanger, die deutsche Geschichte für junge Leser aufzuschreiben.
Er hat nun mit dem Herausgeber der *Jungen Freiheit,* Dieter Stein, einen finanziell potenten und inhaltlich nüchternen Verleger gefunden.
Das Buch ist jüngst erschienen und liegt bereits in der 3. Auflage vor.
Die deutsche Geschichte ist darin in 24 Kapitel unterteilt, von unserem »Land in der Vorzeit« reicht sie »Bis zur Wiedervereinigung«. Die Abschnitte sind jeweils exakt zehn Seiten lang, das wirkt beinahe pedantisch – führt jedoch dazu, daß die Beschäftigung mit dem Dritten Reich nicht wie in jedem Schulbuch über die Maßen gewichtet wird. Den zwölf erdrückenden Jahren nicht mehr Aufmerksamkeit zu schenken als beispielsweise dem »Kampf zwischen Kaiser und Papst« oder »Österreichs Kampf und Brandenburgs Aufstieg« – das ist die eine Möglichkeit, das Belastende anders zu verteilen; die andere bestünde darin, das Gewicht der Dauerpräsentation deutscher Schuld durch die Präsentation deutschen Leides und alliierter Schuld zu relativieren und die Vorkriegsgeschichte ganz anders zu erzählen: denn der Krieg hatte viele Väter, und kein Volk hat je einen verlorenen Krieg so teuer bezahlt und eine Niederlage seelisch so sehr verinnerlicht wie das Deutsche. Weißmann umgeht diese geschichtspolitische Schlacht gewissermaßen, und dieser Weg ist gangbar, vielleicht sogar sinnvoll: Zu genau weiß er um die Wirkungslosigkeit, zu den bereits Bekehrten zu predigen, zu genau kennt er den Indoktrinationsgrad der Schüler an einem durchschnittlichen Gymnasium. Weißmanns Buch soll ja in die Breite wirken, soll die üblichen Reflexe eben nicht auslösen, die einsetzen, wenn die Begriffe »Deutschland«, »Nation« oder »Volk« fallen, kurz: Es soll den jungen Leser dort abholen, wo er vermutlich steht – weit weg jedenfalls von denen, für die Weißmann sonst schreibt.
Gelingt dem erfahrenen Autor der andere, ungewohnte Ton? Oder läuft das, was er aufgeschrieben hat, entlang einer Gliederung und Form, die er für den Geschichtsunterricht an seinem Gymnasium in der Schublade liegen hat? Wer die an »Dich« adressierten Kapitel liest, wird den »jungen Leser« zwischen 14 und 18 Jahre alt schätzen müssen: Weißmann ist kein suggestiver Erzähler, sondern ein am Detail interessierter Historiker, und diese Neigung zu den Feinheiten der Symbolkunde oder der exakten Heraldik stehen den Ansätzen zum großen Bogen im Wege. Eine Zeittafel, kapitelweise am Rande mitlaufend, wäre zweifellos nötig. Der Verlag hat einen ukrainischen Illustrator zwei Jahre lang beschäftigt – herausgekommen sind seltsam nichtdeutsche Physiognomien und Kartenbilder, die jungen Lesern kryptisch bleiben müssen: ohne Legende, ohne Relationen, fast immer ohne Orientierungspunkte.
Also: eine gute Idee, ein wichtiger Ansatz, aber unrund.

Götz Kubitschek

Erinnerung an einen schlesischen Schuhmacher

Heinrich Spiller: *Mein Heimatdorf und seine Umgebung.* (= *Heinrich-Spiller-Werkausgabe,* Band 3), Norderstedt: BoD 2015. 532 S., 22 €

Gerade eben ist der dritte Band der Werkausgabe von Heinrich Spiller erschienen. Und wer, bitte, war Heinrich Spiller …? 1888 im schlesischen Tscheschdorf (ab 1936 Lärchenhain, nach 1945 Cieszanowice) geboren, wuchs der schüchterne Spiller in einfachsten Verhältnissen auf. In der Schneiderlehre täglich geschlagen und drangsaliert, wechselte er zum Schuhmacherhandwerk. Es folgten Lehr- und Wanderjahre, die Arbeitsverhältnisse waren nicht eben rosig, und Spiller zog von Tscheschdorf nach Neiße, Breslau, Groß Karlshöh. Schon früh an Literatur interessiert, von Gerhart Hauptmann fasziniert und alle Bücher verschlingend, die er in die Hände bekommen konnte, hatte er zu schreiben begonnen.
Spiller träumte von einer Wanderung ins Riesengebirge und einem Besuch bei Gerhart Hauptmann. Beides sollte er 1912 realisieren. Vielleicht doch nicht ganz so schüchtern, hatte er sich an Hermann Stehr gewandt, der ihm den Kontakt mit Hauptmann vermittelte. In den folgenden zwei Jahren kam es zu mehreren Treffen.
Nach seiner Teilnahme am Ersten Weltkrieg arbeitete Spiller wieder als Schuster, gründete eine Familie und übernahm den winzigen Hof seiner Eltern in Tscheschdorf.
Mit Akribie hat Gerhard A. Spiller das Leben seines Großvaters erforscht, seine 2013 erschienene Biographie *Heinrich Spiller. Schuhmacher und*

Heimatdichter aus dem Kreis Grottkau/Oberschlesien bietet eine perfekte Einleitung zur Lektüre der vorliegenden Werkausgabe.
Im Januar 1945 folgte dann die persönliche Katastrophe Heinrich Spillers: in einer Nacht vergrub er seine Manuskripte in der Scheune, in der Hoffnung, sie so vor Plünderungen zu schützen und später wieder ans Licht holen und veröffentlichen zu können. Im Februar rückte die Rote Armee an, die Flucht begann, die Vertreibung durch die polnischen Behörden erfolgte im Mai 1946. Die Familie landete im niedersächsischen Ölsburg im Landkreis Peine, wo Spiller wieder als Schuhmacher arbeitete und die Texte der vergrabenen Manuskripte aus dem Gedächtnis rekonstruiert hat. Heinrich Spiller ist 1968 gestorben.
Erst 1977 konnten Spillers Sohn und Enkel nach Schlesien reisen und das alte Elternhaus aufsuchen – doch als sie die vergrabenen Texte heben wollten, zerfielen sie ihnen in den Händen zu Staub.
Aber da sind die nach 1945 neu aufgeschriebenen Gedichte und Geschichten. Mittlerweile sind drei Bände der Werkausgabe erschienen: *Schläsische Gedichte und Geschichten* sowie *Hochdeutsche Gedichte und Geschichten* (beide 2014). Die spätromantische Motivik der Gedichte überrascht nicht; bei den Erzählungen haben Rosegger, Stehr und Hauptmann in unterschiedlichem Maß Pate gestanden. Realistische Schilderungen von verlausten, arbeitslosen Gesellen, ihre derbe Sprache *(In einer Herberge zur Heimat),* die Geschichte vom *Armen Dienstmädchen,* das von ihrer Herrschaft gequält wird und sich schließlich ertränkt, stehen neben märchenhaften Texten *(Die drei Jünglinge),* in denen solide Werte der Ehrlichkeit und Bescheidenheit evoziert werden. Die deutliche christliche Botschaft läßt Raum für absurde Wendungen: in der Hoffnung auf die kleine Erbschaft der *Mutter Henze* wollen die drei Anwärter auftrumpfen und fahren gleich drei Särge zur Beerdigung auf. Bisweilen etwas ungelenk, leben Spillers Texte von ihrem authentischen, unbekümmert unmodernen Charakter. Der dritte Band beinhaltet Dorfgeschichten aus Tscheschdorf und die Schilderung der Vertreibung *Die Hölle in Schlesien.* Insgesamt lassen sich diese Texte als eine Chronik einer vergangenen Welt lesen.
Ein letzter Band mit autobiographischem Material ist für 2016 geplant. Bei der Werkausgabe Heinrich Spillers handelt es sich um nichts weniger als um eine bemerkenswerte Ergänzung der schlesischen bzw. der deutschen Literaturgeschichte.

Michael Rieger

Best in Dänemark

Matthias Bath: *Der SD in Dänemark 1940–1945. Heydrichs Elite und der »Gegenterror«,* Berlin: Neuhaus 2015. 164 S., 19.95 €

Matthias Bath, Jurist und Autor von Büchern zu Dänemark unter deutscher Besatzung im Zweiten Weltkrieg widmet sich in seinem neuesten Werk der Tätigkeit des 1931 als Geheimdienst der NSDAP gegründeten Sicherheitsdienstes (SD) im nördlichen Nachbarland. Dieser ab 1939 dem Reichssicherheitshauptamt unter seinem Chef Reinhard Heydrich (ab 1942 Ernst Kaltenbrunner) unterstehende Geheimdienst diente der Überwachung und Bekämpfung politischer Gegner, betrieb Spionage und führte verdeckte Operationen durch. Bath gliedert seine Darstellung in fünf Abschnitte. Dazu gehören eine allgemeine Beschreibung des SD mit Aufgaben und Arbeitsfeldern, seinen leitenden Personen sowie der Aktivitäten in Dänemark unter besonderer Berücksichtigung des »Gegenterrors« der Jahre 1944–1945.



Von besonderem Interesse ist hier die Person des späteren Reichsbevollmächtigten in Dänemark, Werner Best, der 1931 in die SS eingetreten war und ab Oktober 1933 in SD und Gestapo eine steile Karriere machte. Schon 1937 gelang es dem SD, mit Hilfe der dänischen Nationalsozialisten ein Informationsnetzwerk aufzubauen. Hauptinteresse des SD waren die Aktivitäten von deutschen Emigranten, Sozialdemokraten und Kommunisten. Nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Dänemark am 9. April 1940 konnte die dänische Regierung unter deutscher Aufsicht weiterarbeiten: Dänemark kam unter die »Bündnis-Verwaltung«, wobei die innere Ordnung der Dänen erhalten blieb, aber unter der Aufsicht eines »Reichsbevollmächtigten« stand. Ab Spätsommer 1943, als Sabotagehandlungen und Attentate des dänischen Widerstands zunahmen, erwog man auf Seiten des SD Vergeltungsmaßnahmen. Trotz Einwänden von Werner Best begann nach einem »Führerbefehl« vom 30. Dezember der »Gegenterror«. Nach vorbereiteten Listen sollten Kritiker der deutschen Besatzungsmacht durch SD-Agenten liquidiert werden, als erste der Dichter Kaj Munk und der Journalist Christian Dam. Damit setzte eine Welle von Anschlägen und Gegenanschlägen ein, die bis in den Mai 1945 andauerten, ohne die Lage im Sinne der NS-Machthaber zu stabilisieren. Ebensowenig gelang es dem dänischen Widerstand, das Land aus eigener Kraft zu befreien. Erst die Teilkapitulation der Wehrmacht vom 4. Mai 1945 beendete die deutsche Herrschaft in Nordwesteuropa. Bath hat einen immer noch viel zu wenig beachteten Schauplatz des Zweiten Weltkriegs beleuchtet: die vermeintlich friedensmäßige Lage Dänemarks unter deutscher Besatzung.

Olaf Haselhorst

Das große Wir

»Ich kann nur wiedergeben, was ich sehe, was ich denke, genauer gesagt: Was *wir* denken. *Wir.*« D-503 ist treuer Bürger des Einzigen Staates – bis er sich verliebt. Dieses Gefühl ist nicht vorgesehen. Die Kinder des Einzigen Staates wachsen in staatlichen Heimen auf und werden durch Lautsprecherlektionen auf die erwünschte Gesinnung genormt. Wo es doch zu einer individualistischen Revolte kommt, garantieren Guillotinen und Gaskammern eine sichere Exekution der Abweichler. Es gelingt den Schergen des großen »Wohltäters«, den Sitz der Phantasie im Gehirn zu lokalisieren: »Eine dreimalige Bestrahlung dieses Knotens – und ihr seid von der Phantasie geheilt. Für immer. Wer nicht erscheint, endet durch die Maschine des Wohltäters.« Mit anderen rebellischen Nummern verhaftet und zwangsweise auf den Operationstisch geschnallt, verliert auch D-503 seine Phantasie und genügt ab sofort seiner Pflicht gegen den Einzigen Staat. Jewgeni Samjatin (1884–1937) hat seine Dystopie *Wir* 1920 verfaßt. In der Sowjetunion wurde sie erst 1988 gedruckt, 1958 war sie erstmals in Deutschland erschienen; man bewertete sie als literarische Vorlage von Orwells *1984* (1949) und Huxleys *Brave New World* (1932). Samjatin war zuvor Rädelsführer der Bolschewiken gewesen, er war einer der Organisatoren der Meuterei auf dem Panzerkreuzer »Potemkin«. Im Audio-Verlag ist nun eine Hörspielproduktion des Südwestdeutschen Rundfunks erschienen, musikalisch untermalt durch das Radio-Sinfonie-Orchester Stuttgart, mit eigens für das Hörspiel komponierter Musik. Sprecher sind Hanns Zischler, Andreas Pietschmann und Jana Schulz.



Die Hörspiel-CD (135 min.) kostet 16.99 €; www.der-audio-verlag.de

Widerstand

Die letzte Akademie des IfS war schnell ausgebucht, neue Übernachtungsmöglichkeiten mußten geschaffen werden, damit der Großteil der Anmeldungen berücksichtigt werden konnte. Nun beginnt der Wettlauf um die 120 Teilnehmerplätze erneut: Das Thema der 16. Winterakademie (22. bis 24. Januar 2016) lautet »Widerstand«, es wird Referate mit historischem, psychologischem, literarischem, metapolitischem und juristischem Zugriff geben, und natürlich wird die Frage nach der Machbarkeit des Widerstands in der konkreten Situation Deutschlands gestellt werden: Läuft die »Flüchtlingskrise« mit der Unausweichlichkeit einer Naturkatastrophe ab, hätte man vorbauen können, kann man nun gegenhalten?

Thor v. Waldstein wird über die Anwendbarkeit des Widerstandsparagraphen im Grundgesetz referieren. Martin Sellner berichtet von der praktischen Arbeit der Identitären Bewegung in Österreich, Philipp Stein stellt die Aktion »einprozent« vor. Götz Kubitschek wird die neuesten Entwicklungen analysieren. Den Widerstandsaspekt in Literatur und Geschichte nimmt sich Michael Rieger vor. Martin Lichtmesz wird in die psychische Verfaßtheit des Widerständlers einführen. Neben den sieben Vorträgen gibt es wie immer einen Filmabend, Sport und ausreichend Gelegenheit zum Austausch. Wer Geld verdient, bezahlt für zwei Übernachtungen, Vollpension und Vorträge 100 €, alle anderen sind mit 50 € dabei. Tagungsprogramm und Anmeldebogen gibt es unter staatspolitik.de.

Die Ordnung der Dinge

Die 1967 entstandene konservative »UNA-VOCE«-Bewegung ist in 36 Ländern vertreten. Sie tritt für die Förderung und Pflege der überlieferten lateinischen Liturgie ein und für die Weitergabe des von den Kirchenvätern und den Konzilien überlieferten Glaubensgutes. Im nunmehr 45. Jahr erscheint die Vierteljahresschrift *Una Voce Korrespondenz,* die sich in ihren Beiträgen – in auch für den interessierten Laien zugänglicher Form – kritisch mit der gegenwärtigen Liturgie, ihrer Entwicklung nach dem II. Vaticanum (1962–65) und ihrem gesellschaftlichen Kontext auseinandersetzt. In der aktuellen Ausgabe (III/2015) widmet sich der Altphilologe Heinz-Lothar Barth dem alten und von interessierten Kreisen stets erneuerten Vorwurf, die herkömmliche lateinische Messe weise »antisemitische« Tendenzen auf. Barth belegt, weshalb man umgekehrt eher der neuen, nachkonziliaren Messe eine Mißachtung des Alten Testaments vorwerfen müsse und wendet sich dem Hauptvorwurf, dem Karfreitagsgebet zu: »Oremus et pro perfidis Judaeis …«. Die Herbstausgabe stand noch unterm Zeichen der Familiensynode, dazu ein so herausragender wie grundlegender Beitrag von Robert Spaemann zur Kommunion »wiederverheirateter Geschiedener«, mit einer

hübschen Anekdote nebenbei: Spaemanns Sohn wurde auf Widerrede gegen die modernistische Lehre vom Religionslehrer bescheinigt, »Opfer seines Milieus« zu sein. Miszellen und Rezensionen runden das Heft ab.

Ein Jahresabonnement der *UNA VOCE Korrespondenz* kostet inkl. Versand 25 €, das Einzelheft (156 S.) 6.50 € (zzgl. Versand). Kontakt: leserdienst@una-voce.de.

Lärm

Schüler zählen das Fach Deutsch zu den »Laberfächern« – hängt wohl vom Lehrer ab, ob man auf diese Idee kommt. Ähnliches gilt in akademischen Gefilden für all das, worin sich »Deutsch« aufspaltet. Ein treffendes Beispiel dieser auch qualitativ heterogenen Vielfalt stellt die aktuelle Ausgabe (Heft 179) der Siegener Vierteljahresschrift *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)* dar. Kernthema ist diesmal die Literatur des Ersten Weltkriegs. Hervorhebenswert ist Christian Grothaus' Beitrag zur »Titanophobie: Deutsche Ohrenzeugen der Westfront im Ersten Weltkrieg«. Grothaus untersucht (im Zwitterfeld zwischen Germanistik und Musiktheorie) Aufzeichnungen von Westfrontkämpfern wie Werner Beumelburg, Edlef Köppen und Ernst Jünger hinsichtlich ihrer kriegsbedingten Klangerfahrungen. Rasseln, bellen, pfeifen, rattern, rollen, flattern, bersten – Jünger: »Die Minen krachen viel aufregender als die Granaten. Sie haben überhaupt so etwas Reißendes, Hinterlistiges, etwas von persönlicher Gehässigkeit. Es sind heimtückische Wesen.« Weitere Untersuchungen widmen sich speziell Köppens *Heeresbericht,* Ernst Jüngers kinematographischem Schreiben sowie der Poetik des Kriegspiloten. Absonderlicherweise ist dem Themenheft eine freie Rubrik beigestellt, und den Vierunddreißigseiter (»Nachdenken über Lady P. – von den Adlon Tapes zu Tristesse Royale – Vorüberlegungen zu einer textgenetischen Teiledition« sollte man wohl so lesen, wie man sich Hape Kerkelings »Hurz«-Stück anschaut: als Selbstentlarvung einer kunstsinnigen Möchtegernelite. Die Autoren haben das popkulturelle Buch *Tristesse Royal* (von Christian Kracht, Benjamin von Stuckrad-Barre et.al.; 1999) hinsichtlich seiner »Textgenese« untersucht; sprich, sie gleichen gedruckten mit (auf Tonträger) eigentlich gesprochenem Inhalt ab – Wort für Wort, Kichern für Kichern, Stöhnen für Stöhnen. Fazit: Es handle sich »um eine skripturale Inszenierung eines akustischen Textes, der in einem komplexen Prozeß audioliteralen Transkribierens entstanden ist«. Uff, lächel.

Das Einzelheft (ediert bei J.B. Metzler) kostet 22.90 €; www.lili.uni-siegen.de

Übernächstenliebe

Die derzeitige Kirchenführung schlägt sich voll auf die Seiten der Asyllobby. Muß sie nicht auch? Ist es nicht eine unabdingbare Konsequenz des Gebots der Nächstenliebe? Falsch, klären zwei Artikel in der aktuellen Ausgabe der *Neuen Ordnung* (III/2015) auf. Theologe Wolfgang Schrems, Gründungsmitglied der in Wien wirkenden »Plattform Solidarität mit verfolgten Christen« löst den Kurzschluß auf: Nächstenliebe müsse verstanden werden als das »konkrete Wohlwollen gegenüber dem real Nächsten«, dem Verwandten, Kollegen, Nachbarn gegenüber. »Übernächsten-« oder »Fernstenliebe« hingegen sei »Ausflucht und Illusion«. Schrems zitiert entsprechende Bibelstellen. Er gibt weiter zu bedenken, daß das orientalische Christentum eine 1400jährige kulturelle islamische Überformung hinter sich habe und die Präzision der abendländischen christlichen Tradition nicht kenne. Schrems: »Meine reichhaltige Erfahrung in der Flüchtlingsarbeit zeigt mir: Erstens wird viel gelogen. Zweitens kann Flüchtlingsarbeit ein Bombengeschäft sein. Drittens sind die wirklich Hilfsbedürftigen nicht immer die, die sich in der Vordergrund drängen.« Seine Schlußfolgerung: »Wer durch sein Tun dazu beiträgt, daß seine Nächsten durch Einwanderung von Massen integrationsunwilliger Menschen Schaden erleiden, versündigt sich schwer gegen die Nächstenliebe.« Der Beitrag von Heinrich Birnleitner (Botschafter a.D.) ergänzt Schrems' Thesen, indem er den Sturm der Westgoten gegen Konstantinopel im 4. Jahrhundert in Erinne-



rung bringt – auch da hatte man mit Verweis auf das Gebot der »Nächstenliebe« den verfolgten Volkstamm genährt, drei Jahre später begannen die Neubürger zu murren. Außerdem: Ein Portrait des Rexisten, Soldaten und Geschichtsrevisionisten Léon Degrelle (Benedikt Kaiser), der Versuch, Adornos Konservativismus zu begründen (Jost Bauch), sowie eine luzide Annäherung an die Postmoderne (Angelika Willig).

Das Vierteljahresheft *Neue Ordnung* (56 S.) kostet 35 € im Jahresbezug (Österreich 32 €), Kontakt: Hofgasse 5, A-8010 Graz; www.neue-ordnung.at

Deutschland brannte dunkel in verwegenen Hirnen. Deutschland war da, wo um es gerungen wurde, es strahlte grell, wo die Besessenen seines Geistes um Deutschlands willen den letzten Einsatz wagten. Deutschland war an der Grenze, und wir waren für die Grenze geworben.

aus: Ernst von Salomon, *Die Geächteten*

www.sezession.de